

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)

Nr. 270—271. 19. Jänner 1909

X. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Grimassen über Kultur und Bühne. Von Karl Kraus. — **Schlafwandler.** Von August Strindberg. — **Tagebuch.** Von Karl Kraus. — **Weihnacht.** — **Glossen.** Von Karl Kraus. — **Der Fall des Max E.** Von Otto Soyka. — **Erdbeben.** Von Karl Kraus. — **Vita nuova.** Von Oskar Wilde.

Erscheint in zwangloser Folge.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL“ III. Hintere Zollamtsstraße 3.

In zweiter Auflage erschienen:

Sittlichkeit und Kriminalität

I. Band der Ausgewählten Schriften

von

KARL KRAUS

Broschiert — — K 7.20 = Mk. 6.—

Ganzleinen — — „ 8.70 = „ 7.25

Bestellungen auf das im Verlag der Buchhandlung
Bosner, Wien und Leipzig, erschienene Werk nimmt
die Buchhandlung, sowie der Verlag der ‚Fackel‘,
Wien, III/2, Hintere Zollamtsstraße 3, entgegen. ::

Demnächst erscheint im unterzeichneten Verlag:

Die weltlichen Gesänge des Manzelter Gidi von Polykarpszell

--: Herausgegeben von --:

GEORG QUERL

==== Mit Umschlagszeichnung von **Karl Arnold** (München). ====

Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung.

Preis Mk. 1.50

eleg. kartoniert.

Verlagsgesellschaft München

C. m. b. H.

München, Franz Josefstraße Nr. 9/0.

DIE FACKEL

Nr. 275—71

19. JÄNNER 1909

X. JAHR

Grimassen über Kultur und Bühne

Ein Feuilleton—Korrespondent, einer von jenen, die mit einer schweißigen Beobachtungsgabe aus dritter Hand unser Geistesleben im Ausland repräsentieren, beklagt in einer Münchner Zeitung den Wiener Komödiantenkultus. Nichts Neues habe ich zu solcher Armseligkeit zu bemerken. Es gibt Wahrheiten, durch deren Entdeckung man noch immer nicht mehr beweisen muß, als daß man keinen Geist hat. »Wohl dem Manne«, ruft er, »der (in Wien) Schauspieler—Histörchen zu erzählen weiß! Er wird rasch gesellschaftlich beliebt; kennt er aber sogar einen der Lieblinge persönlich, dann wird es ihm an Einladungen nie fehlen, und die Huld schöner Frauen ist ihm sicher«. Das wäre also ein ausgeleiertes Gedankenwerkkel, wenn nicht die immerhin neue Auffassung mitspielte, wie man in Wien die Huld schöner Frauen erringt. Doch läßt sich über subjektive Vorurteile nicht streiten, und die Wahrheit, daß die verhätschelten Schauspieler »in den Größenwahn hineingetrieben werden«, ist unbestreitbar. Bemerkenswert ist lediglich die Wahl des Beispiels, an dem die Erkenntnis demonstriert wird.

Welcher Wiener Komödiantentypus wäre wohl so recht bezeichnend für das Übel, auf das unsere Sozialkritiker ihr schärfstes Auge haben? Ich denke, es müßte einer sein, dessen Popularität ein Maß für den kulturellen Tiefstand der Gesellschaft wäre, die ihm übertriebene Ehren erweist, und Kunst und Begeisterung müßten zu einem Gesamtbilde des Ekels verschmelzen, das uns, wie aus dem Schaufenster jeder Ansichtskartenhandlung, in höchster Vollkommenheit noch angrinste, wenn man einen Querschnitt durch die soziale Struktur machen könnte. Wir formen den Ausdruck unseres kulturellen Bewußtseins, und wir haben den Schauspieler, den wir lieben. Besehen wir die Figur, die beim Bleigießen unserer Lebenswünsche zustande kam. Bei Gott, wenn sie nicht einem Handlungsreisenden gleicht, dann gleicht sie dem Schauspieler, dem Dichter, dem Advokaten, dem Komponisten, dem Zeichner, den wir lieben. Aber es stellt sich heraus, daß sie alle, alle dem Handlungsreisenden gleichen. In Manufaktur oder Literatur, in Juristerei oder Musik, in der Medizin oder auf der Bühne — immer ist es der sieghafte Überkommis, der den »Platz« beherrscht. An dem unermesslichen Wandel der Vorstellung etwa, die einst mit dem Namen Siegfried verknüpft war, mag man die Überlegenheit seines heutigen Trägers erkennen. Seine Haut hat auch nicht eine Stelle, die nicht hörnen wäre, und den Weg zum goldenen Hort kennt er besser als der andere, denn seine Platzkenntnis ist verblüffend. Mühelos hat er sogar den deutschen Leutnant verdrängt, der nach Sedan schlecht und recht den heroischen Ansprüchen des Publikums genügte, bis er in die Karikatur entartete, und es ist eine überholte Anschauung, die das deutsche Leben heute noch vom zweifarbigen Tuch verhängt glaubt. Nicht die es tragen, sondern die in dem Artikel reisen, sind nunmehr die Repräsentanten des Weltwarenhouses unserer Kultur. Der Offizier und der Beamte freilich haben noch etwas vorgestellt; der Kommis und der Redakteur empfehlen bloß. Gehört ihnen aber die

Welt, so will es mich bedünken, daß ihnen auch die Bühne zu gehören habe. Wie hat sich das Leben verändert, seitdem »Gottes Segen bei Kohn« sich einstellte! Über unseren Tragödien senkt sich ein Vorhang, und schon erfahren wir, wo man die billigste Kunstbutter bekommt. Und dabei wird sie wahrscheinlich gar nicht erzeugt, sondern nur verkauft. Ehedem hatte ein kleiner Schuster ein persönliches Verhältnis zu seinen Stiefeln; heute hat der Dichter keines zu seinen Erlebnissen. Es gibt keinen Erzeuger mehr, es gibt nur mehr Vertreter. Darum können wir ohne einen Girardi leben; aber wehe, wenn man uns den Herrn Treumann verhaften wollte!

Die erhabene Größe einer Natürlichkeit, die uns durch ein Augenzwinkern in eine Welt des Frohsinns versetzen konnte — nein, so tief hat sie nicht in ihrer Zeit gewurzelt, wie die Technik des tanzenden Kommis in der unseren wurzelt. Wir verzichten auf die erdgewachsene Kunst und schätzen, was am Platz begehrt ist. Jene geben wir an den Berliner Bazar ab, wo zwischen Hausrat und Schmückedeinheim gewiß zeitweise auch Leoparden verlangt worden. Girardi in Berlin — und uns begrüßt an allen Plakatsäulen das bedeutende Antlitz eines wiedereroberten Herrn Josephi. Das Mutteraug' hat ihn doch erkannt! Und wie würde es erst jenen flotten Geist entbehren, um den jetzt die Exekutionsbeamten mit den Enthusiasten raufen müssen? Das ist mein Wien, die Stadt der Lieder! dürfte eine Girardische Betonung lauten. Hat dieser Götterliebbling wirklich je so gut das Wiener Volkstum repräsentiert wie jener Gettoliebbling (wieder nur eine falsche Aussprache) die herrschende Engros—Kultur? Girardi hat nichts repräsentiert; er war. Aber die Engrossisten, für die heute Theater gespielt wird, wollen für ihr Geld auch etwas sehen, was einer nicht ist, aber was er eben kann. Der Kommis muß heute gesellschaftlichen Schliff haben, er muß perfekt Konversation führen, er muß tanzen können: sonst geht die Partie zurück. Die Töchter und die übrige Partieware an den Mann zu bringen, das ist Lebensinhalt. Das Theaterspiel, das immer nur eine Eskomptierung der Lebenswünsche bedeutet, hat an keine anderen Probleme zu rühren. Vor zwanzig Jahren noch saß eine Gesellschaft im Parkett, deren Väter die Kaution in der Brust höher gehen fühlten, wenn der Leutnant, der Schwerenöter, auf der Szene erschien. Dann kam die Zeit der schweren Not, die Weber aßen Hundebrot und das Bürgertum rief: Die Kunst soll uns erheben, den Schmutz der Gasse habe ich zu Hause! Endlich wird es wieder hell, verirrte Wünsche finden in den Hafen und zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag. Der tanzende Prokurist erobert sich lustige Witwen und Dollarprinzessinnen, er wird sich auch noch, der Schwerenöter, die Tochter der Firma Bachstelz & Bunzl erobern, die ohnedies schon nach einem Autogramm vom Fritz Werner fiebert, aber bisher mit einem Brief von Peter Altenberg vorliebnehmen mußte. (Dessen Pathos wahrlich seine eigene Unterschrift hat, wenn es sich auch öfter in der Adresse irrt, und dessen Humor zu dem Besten gehört, was wir heute nicht verstehen. Auch einer, den die Zeit in schlechte Gesellschaft gebracht hat; einer für sich und darum keiner für alle. Seine Trivialität wird gezüchtet, aber sein Unvergleichliches bleibt unbeachtet. Das Gesindel nimmt ihn nicht ernst, weil er heiter ist, und um ernst genommen zu werden, muß er mit dem Gesindel wetteifern. Blicke er bei der Kunst, so würde sein Ton nicht gehört. Darum ist er gezwungen, unter die Abdominalpropheten zu gehen oder sich gar als Varieté—Messias zu verdingen.) Gott, wie fesch! rief Fräulein Isolde Bunzl, während der Dichter sie auf die adelige Seele hin untersuchte; Gott, wie fesch, rief sie, als die Devise aufkam: Der Zeit ihren Treumann!

Es war der Augenblick, da man das kolossale Defizit an Humor, das die moderne Salonoperette belastet, als einen Überschuß an Psychologie zu deu-

ten begann. Unseren Feuilletonisten gelang es, den Viktor Leon für die Kultur zu retten. Sie waren nicht so ehrlich, zu bekennen: was sich da oben auf der Operettenszene abspielt, gefalle ihnen, weil es nach der Branche riecht. Nein, der Pofel, der es zu Jubiläen brachte, weil die Volksseele jetzt der Hausiererfrechheit applaudiert, war ein Versuch zur Psychologisierung der Operette. Dem Dichter der »Lustigen Witwe«, dessen Einfluß auf das Geistesleben der Gegenwart ja unbestreitbar ist, wurde nachgesagt, seine biegsame Natur sei »halt von der Epoche langsam gemodelt worden«. Denn er habe den Stoff des »Attaché« nicht bloß genommen, sondern in eine exotische Sinnlichkeit getaucht und es sei ihm nicht so sehr um die Tantiemen, als um die »Enthüllung des Triebhaften« zu tun gewesen. In Herrn Treumann gar tanzte Dionysos selbst über die Bretter, die wieder eine lichtere Welt bedeuten sollten; wenn ich mich recht erinnere, wurde Nietzsche als Claquechef bemüht, und ich weiß nur, daß der Typus des Feintuchreisenden irgendwie als das Idealbild kommender Kulturen hingestellt wurde. Es war ganz die Meinung, die mich selbst erfüllt, wenn ich von unserem Theater auf unser Leben schließe; nur mit dem Unterschied, daß sie mich lebensüberdrüssig macht, während ein perfekter Feuilletonist alle Engel den dummen, dummen Reitersmann singen hörte. »Etwas so restlos Freies, Schwerloses, Schwebendes, das wie eine große Schönheit ist«, wurde damals an Herrn Treumann bemerkt, und die Fähigkeit, »einen erhöhten Zustand des Menschlichen zu geben«. Ohne Zweifel: um die Reste herunterzuholen, auf der Leiter zu schweben, und im nächsten Moment wieder unten zu sein und die Kundschaft zu bedienen, dazu ist schon eine gewisse Gelenkigkeit notwendig. Ob das aber gerade eine schauspielerische Fähigkeit bedeutet, mag zweifelhaft sein.

»Vom Psychologischen läßt er nicht«, hieß es damals vom Herrn Treumann. Nein, das tut er nun einmal nicht. Weil er zum Beispiel eine eingelegte Ballade nicht singen kann, wie es die früheren Operettenhelden konnten, so wird er wohl oder übel zum »Menschendarsteller«: »er packt die ganze schöne Einlage, sprengt sie mit seiner Eifersucht auseinander, zerfetzt sie und wirft sie der Geliebten keuchend, stückweise, abgerissen ins Gesicht; er singt keine Ballade, er ist dazu im Augenblick nicht gelaunt ...«

Welch ein eigenwilliger Moderner! Er verschmäht die billigen Mittel einer angeborenen Komik, mit der andere arbeiten. Er hat keine Stimme, er hat Psychologie; er ist kein Sänger, er ist ein rasender Balladenschwengel. Auch findet seit langer Zeit bekanntlich ein Ausverkauf mit dem Worte »schlamperte Grazie« statt, und es schwebt mir dunkel vor, daß es zu den »abfallenden Schultern« jener gewissen müden Kulturen paßte und zu der »karessanten Sinnlichkeit«, die damals gleichfalls an Herrn Treumann beobachtet wurde. Es hieß, er sei »so lyrisch, daß sich alle Mädchen in ihn verlieben müssen«, und andererseits »so aus dem Geblüt geschmackvoll, daß er auch auf alle Männer wie eine Erquickung wirkt«, und ich erinnere mich, daß das Umkippen seiner Stimme in dem Ausruf »Njegus ... Ge ... lieb ... ter, komm her« — bei läufig das Widerwärtigste, was ich je in einem Theater erlebt habe — in vielen Wiederholungen als ein Echo des Lebensrufes gepriesen wurde. »Und hat man's nur einmal von ihm gehört, dann sagt man's ihm tagelang alle Augenblicke unwillkürlich nach: Njegus ... Ge ... lieb ... ter ...« Beneidenswert, wen die Gehirnqual dieser Lustigkeit, die das Wiener Publikum fünfhundertmal bestanden hat, zu einer neuen, rosigeren Weltbetrachtung stimmen konnte! Ich möchte mich aus solcher Gedankenwelt nach Hallstatt flüchten, um wieder Sprudelgeistern zu begegnen, und wenn ich dort einen Kretin fände, der Tag

und Nacht seine Katze streichelt, ich fände den Glauben an die Menschheit wieder.

Aber diese wahrlich scheint den Lärm der Geistesarmut zu ihrem Glücke zu brauchen, und die tanzende Humorlosigkeit ist das, was sie heute auf der Bühne zu sehen verlangt. Hat schon einer einmal untersucht, welche Elemente es sind, die die unaussprechliche Gemeinheit dieses neuen Operettenwesens zusammensetzen, und was im Grunde jene tobsüchtige Begeisterung in allen Kulturzentren bewirkt, auf welche die Erde mit einem Beben antwortet? Man bedenke, daß die charmante Pracht einer Offenbachschen Welt versunken ist, und daß sie einst mit allen ihren Wundern nicht entfernt das Entzücken verbreitet hat, das heute ein bosniakischer Gassenhauer findet, den ein Musikfeldweibel geschickt instrumentiert, oder die Erinnerung an den Tonfall, mit dem ein humorloser Komiker die Worte »Njegus, Geliebter, komm her!« spricht. Man bedenke, daß die Anmut Johann Strauß'scher Walzer nicht bühnenfremder war als die Kitschigkeit ihrer Nachahmungen. Man sage sich, daß die lieblichen Werke der Lecoque, Audran, Planquette, Sullivan¹ heute durchfallen, wenn sie neu in Szene gehen; daß der echtsten Soubrettenleistung wie der der Zwerenz in einem Werk wie Suppés »Donna Juanita« der Schmarren einer »Försterchristel«, in dem die überschätzte Frau Niese ihre Varietétalente zeigt, hundertmal vorgezogen wird; daß kein Direktor es wagt, die guten Theaterstücke Millöckers, »Apajune«, »Gasparone«, »Vice—Admiral« auf dem Repertoire zu erhalten und alle die anderen, die schon durch einen gewissen Mehlzusatz dem musikalischen Geschmack des heutigen Wienertums entgegenkamen ... Kein Zweifel, diese Fülle von Wohlklang, Grazie und Humor hat sich überlebt. Wir mögen es glauben, daß die Zeit noch kommen wird, in der der Freudengenius eines Offenbach an die Seite Mozarts tritt: heute wünschen wir ihn von dem dürftigsten Walzerspekulanten verdrängt; und daß kein Ton jener Heiterkeit mehr aufkomme, die einst von den Namen Orpheus, Helena, Blaubart, Gerolstein und Trapezunt in unsere Herzen schlug, dafür sorgt, der von der Mischpoche gemodelte Herr Viktor Leon. Man vergleiche nicht »Pariser Leben« mit der »Lustigen Witwe«; man höre nur ein paar Takte aus einer der unberühmten, stets verstoßenen Operetten am Klavier, etwa das Lied vom heiligen Chrysostomus aus Offenbachs »Schönröschen«, und wenn man solchen Schimmer von den Reichtümern empfangen hat, die ehemals mit dem Tage verschüttet wurden, fragt man sich, warum wir unsere Armut so hoch in Ehren halten ... Der Grund von all dem: Die Welt wird vernünftiger mit jedem Tag. Wodurch naturgemäß ihre Blödsinnigkeit immer mehr zur Geltung kommt. Sie beschnuppert die Kunst auf ihren Wahrscheinlichkeitsgehalt und wünscht ihn von allen Symbolen entkleidet. Darum hat sie das Märchen und die Operette in die ästhetische Rumpelkammer geworfen.

Die Funktion der Musik: den Krampf des Lebens zu lösen, dem Verstand Erholung zu schaffen und die gedankliche Tätigkeit entspannend wieder anzuregen. Diese Funktion mit der Bühnenwirkung verschmolzen, ergibt die Operette, und sie hat sich mit dem Theatralischen ausschließlich in dieser Kunstform vertragen. Denn die Operette setzt eine Welt voraus, in welcher die Ursächlichkeit aufgehoben ist, nach den Gesetzen des Chaos, aus dem die andere Welt erschaffen wurde, munter fortgelebt wird und der Gesang als Verständigungsmittel beglaubigt ist. Vereint sich die lösende Wirkung der Musik mit einer verantwortungslosen Heiterkeit, die in diesem Wirrsal ein Bild unserer realen Verkehrtheiten ahnen läßt, so erweist sich die Operette als die einzige dramatische Form, die den theatralischen Möglichkeiten voll-

1 Franz. Operettenkomponisten des 19. Jahrhunderts

kommen ebenmäßig ist Das Schauspiel kann immer nur trotz oder entgegen dem Gedanken seine Bühnenhaftigkeit durchsetzen, und die Oper führt durch die Inkongruenz eines menschenmöglichen Ernstes mit der wunderlichen Gewohnheit des Singens sich selbst ad absurdum. In der Operette ist die Absurdität vorweg gegeben. Hier klafft kein Abgrund, in dem der Verstand versinkt, die Bühnenwirkung deckt sich mit dem geistigen Inhalt. Im Schauspiel siegt das Schauspielerische auf Kosten des Dichterischen, denn um uns zu Tränen zu rühren, ist, es ganz gleichgültig, ob Shakespeare oder Ohnet die Gelegenheit bietet; in der Oper spottet das Musikalische des Theatralischen, und die natürliche Parodie, die im Nebeneinander zweier Formen entsteht, macht auch den tatkräftigsten Vorsatz zu einem »Gesamtkunstwerk« lächerlich. Das Theater ist die Profanierung des unmittelbaren dichterischen Gedankens und des sich selbst bedeutenden musikalischen Ernstes; es ist der Hemmschuh jedes Wirkens, das eine »Sammlung« beansprucht, anstatt sie durch die sogenannte »Zerstreuung« erst herbeizuführen. Sophokles wird an dem Ausbreitungsbedürfnis des letzten Komödianten zu schanden, und die Andachtsübungen einer Wagneroper sind ein theatralischer Nonsens. Zu einem Gesamtkunstwerk im harmonischsten Geiste aber vermögen Aktion und Gesang in der Operette zu verschmelzen, die eine Welt als gegeben nimmt, in der sich der Unsinn von selbst versteht und in der er nie die Reaktion der Vernunft herausfordert. Offenbach hatte in seinen Reichen phantasiebelebender Unvernunft auch für die geistvollste Parodierung des Opernwesens Raum: die souveräne Planlosigkeit der Operette kehrte sich bewußt gegen die Lächerlichkeit einer Kunstform, die im Rahmen einer planvollen Handlung den Unsinn erst zu Ehren bringt., Daß Operettenverschwörer singen, ist selbstverständlich, aber die Opernverschwörer meinen es ernst und schädigen den Ernst ihres Vorhabens durch die Unmotiviertheit ihres Gesanges. Wenn nun der Gesang der Operettenverschwörer zugleich den Gesang der Opernverschwörer parodiert, so ergibt sich jene doppelwendige Vollkommenheit der Theaterwirkung, die den Werken Offenbachs ihren unvergänglichen Charme verleiht, weit über die Dauer jener politischen Anzüglichkeiten hinaus, auf welche die Nichtverstehrer seines Wesens den größten Wert legen. An der Regellosigkeit, mit der sich die Ereignisse in der Operette vollziehen, kann nur ein rationalisiertes Theaterpublikum Anstoß nehmen. Der Gedanke der Operette ist Rausch, aus dem Gedanken geboren werden; die Nüchternheit geht leer aus. Dieses graziöse Wegspülen aller logischen Bedenken und dies Entrücken in eine Konvention übereinanderpurzelnder Vorgänge, in der das Schicksal des Einzelnen bei einem Chorus wildfremder Passanten die unwahrscheinlichste Teilnahme findet, dieses Aufheben aller sozialen Unterschiede zum Zwecke der musikalischen Eintracht, und diese Promptheit, mit der der Vorsatz eines Abenteuerlustigen: »Ich stürz' mich in den Strudel, Strudel hinein« von den Unbeteiligten bestätigt und neidlos unterstützt wird, so daß die Devise: »Er stürzt sich in den Strudel, Strudel hinein« lauffeuerartig zu einem Bekenntnis der Allgemeinheit wird — diese Summe von heiterer Unmöglichkeit bedeutet jene reizvolle Gelegenheit, uns von den trostlosen Möglichkeiten des Lebens zu erholen. Indem aber die Grazie das künstlerische Maß dieser Narrheit ist, darf dem Operettenunsinn ein beträchtlicher erzieherischer Wert zugesprochen werden. Ich kann mir denken, daß ein junger Mensch von den Werken Offenbachs, die er in einem Sommertheater zu sehen bekommt, entscheidendere Eindrücke empfängt als von jenen Klassikern, zu deren verständnisloser Empfängnis ihn die Pädagogik antreibt. Vielleicht könnte ihm sogar das Zerrbild der Götter den wahren Olymp erschließen. Vielleicht wird seine Phantasie zu der Bewältigung jener Fleißaufgabe gespornt, sich aus der »Schönen Hele-

na« das Bild jener Heroen zu formen, das ihm die Ilias noch vorenthält. Und er zieht aus der bukolischen Posse, die die Wunderwelt des »Blaubart« einleitet, mehr lyrische Stimmung, von dem spaßigen Frauenmord mehr echtes Grauen und Romantik, als ihm Dichter bieten können, die es darauf abgesehen haben. Von dem Entrée eines Alcaden, den zwei Dorfschönen um seine Perücke herumdrehen, mag ihm das Bild der lächerlichen Hilflosigkeit in Erinnerung bleiben, wenn sich ihm einst die Kluft zwischen Gesetz und Leben öffnen sollte, und alle Ungebühr in Verwaltung und Politik offenbart sich ihm schmerzlos in der Verwirrung, welche die Staatsaktionen der Operette zur Folge haben.

Eine Gesellschaft aber, die das Lachen geistig anstrengt und die gefunden hat, daß sich mit dem Ernst des Lebens mehr Geld verdienen läßt, hat den blühenden Unsinn der Operette zum Welken gebracht. Sie imponierte sich mit ihrer Pffiffigkeit, als sie die Unwahrscheinlichkeit einer Operettenhandlung entdeckte. Wie sollte es auch möglich sein, den im Verdienenerleben unaufhörlich tätigen Verstand für einen ganzen Abend auszuschalten? Zudem ist der Feuilletonlektüre eine vordem nie geahnte Ausbreitung der Bildung gelungen, und diese läßt sich mit Schäferspielen und märchenblauen Unmöglichkeiten nicht mehr abspesen. Der aufgeweckte Verstand hat den Unsinn entlarvt und seine Rationalisierung durchgesetzt. Was geschieht? Der Unsinn, der früher das Element war, aus dem Kunst geboren wurde, brüllt losgebunden auf der Szene. Unter dem Protektorat der Vernunft entfaltet sich eine Gehirnschande, welche die dankbaren Empfänger ärger prostituiert als die spekulativen Bereiter. Die alten Operettenformen, die an die Bedingung des Unsinn geknüpft bleiben, werden mit neuer Logik ausgestopft, und der Effekt läßt sich etwa so an, als ob jetzt die opernhafte Lächerlichkeit von einer Bande entfesselter Tollhäusler demonstriert würde. Die Forderung, daß die Operette vor der reinen Vernunft bestehe, ist die Urheberin des reinen Operettenblödsinns. Der Komiker, der keine Komik hat und sein Lied schlecht singt, muß freilich ein Menschenschicksal darstellen; wer aber ein Menschenschicksal darstellt, macht die Narrheit, dabei zu singen, erst komplett, und das Gedudel im Orchester setzt den Respekt vor einem Seelendrama wie der »Lustigen Witwe« beträchtlich herab. Doch die ernstgenommene Sinnlosigkeit auf der Bühne entspricht durchaus der Lebensauffassung einer Gesellschaft, die auf ihre alten Tage Vernunft bekommen hat und dadurch ihren Schwachsinn erst bloßstellte. Und ihren Blößen die Stoffe zurechtzumachen, ist eine Legion talentloser Flickschneider am Werke. Der Drang, das Leben der musikalischen Burleske zu verifizieren, hat die Gräßlichkeiten der Salonoperette erschaffen, die von der Höhe der »Fledermaus« — des Übels Urquell — über die Mittelmäßigkeit des »Opernballs« in die geistige Niederung der »Lustigen Witwe« führen. Von der natürlichen Erkenntnis verlassen, daß ein phantastisches oder exotisches und jedenfalls ein der Kontrolle entrücktes Kostüm notwendig ist, um das Singen in allen Lebenslagen glaubhaft zu machen, und ahnungslos, daß ein singender Kommis im Smoking eine Gesellschaftsplage sei, wagt diese neue Industrie das Äußerste. Aber sie darf es wagen. Denn ihrem Publikum dient die heutige Operette bloß als ein Vorwort zu den grölenden Freuden des Nachtlebens. Auf die weit aufgesperrten Mäuler der Volkssänger, die der Champagnerwurzen das Vergnügen durch den Trost »Es muß ja net der letzte sein« erhöhen, will man durch den Theatergesang schonend vorbereitet sein. Vom Psychologischen lassen sie nicht. Und vielleicht erklärt uns ein Feuilletonist diesen protzigen Mangel an Genußfähigkeit als tiefere Bedeutung. Wir vermöchten sonst in dem Tasten nach einer rohen Gegenständlichkeit der musikalischen Genüsse nur jenen vollbusigen Geschmack wieder-

zuerkennen und jene Kolatschenweltanschauung, die jetzt mit dem Stolz der kulturellen Überlegenheit getragen werden. Die Wiener Operette hat sich mit dem Geist des Drahrertums verbündet und verzichtet auf das Opfer der Phantasie, das sie einmal ihren Genießern zugemutet hat. Ihre Entartung ins Volks-sängerische, ihre neue Tendenz, dem niedrigsten Nachtlokalpatriotismus zu schmeicheln und die Welt als einen großen Guglhupf aufzufassen mit der Wienerstadt als dem einzigen Weinberl darin, ihre Anbiederung an den Stefansturm, auf dessen Spitze Herr Gabor Steiner gedacht wird, wie er eine Schenkelparade der himmlischen Heerscharen inszeniert: diese ganze Entwicklung der Operette ins Walzerische und Drahrerische würde ihre Satire in einer musikalischen Burleske verdienen, wie sie Offenbach aus der Lächerlichkeit der opernhafte Gebärde geschaffen hat. Der Spott ergäbe sich umso müheloser, als die neue Operette auf der Höhe ihrer Verknödelung sich selbst des Operngestus' bedient und einen Fünfkreuzertanz mit einem Posaunenfest der Instrumentation beschließt. Die Satire, die hier einzusetzen hätte, wäre eine vollkommene Rehabilitierung des wahren Kunstwertes der Operette. Nun kehrt sich die Parodie vom »Petroleumkönig«, die in einem Wiener Kabarett großen Zulauf findet, allerdings gegen die volkssängerhaften Allüren der modernen Ausstattungsoperette. Aber es ist hundert Vorstellungen gegen eine zu wetten, daß die Verfasser den Erfolg, den sie erzielen, nicht diesem Spott, der von geringer Dichtigkeit ist, sondern dem Interesse des Publikums an dem Objekt des Spottes verdanken. Da es zwei sind, die den Text dieser Parodieleistung zustandegebracht haben — jedem für sich wäre Witz nicht abzusprechen —, so wird das Publikum vielleicht in dem Glauben bestärkt, es handle sich um eine jener fürchterlich ernstgemeinten Operetten, denen es die Riesenerfolge bereitet hat, und es scheint entschlossen, auch dieser hier seine Ausdauer zu bewähren. Da sie besser ist als die anderen, wäre den Autoren ein solcher Lohn zu gönnen, und mindestens könnte, wer ihre Absicht durchschaut, den Librettisten und ihrem Komponisten raten, einmal Ernst zu machen und eine lustige Operette zu schreiben. Diesmal hatten sie den kunstwidrigen Einfall, die alten Operettenformen zu verhöhnen, um ihre modernen Mißbraucher lächerlich zu machen. Aber das Publikum freute sich sogar an jenen wieder und lachte über einen komischen Diener, der im Hintergrund die Gebärden seines Herrn mitmacht, ohne zu merken, daß diese Komik tiefere Absicht sei, nämlich ein Spott auf die Komik. Das Publikum lachte unrichtig, und daraus können die Librettisten die Lehre ziehen, daß sie es das nächste Mal genau, so machen sollen. Sie hatten den Vorsatz, den »Operettenblödsinn« zu geißeln. Was jedoch ausschließlich gegeißelt werden soll, ist das blödsinnige Streben der heutigen Operette, sich einen Sinn beizulegen, der den Blödsinn ins Unmittelbare rückt, ihre Tendenz, den Mangel an Komik durch Logik wettzumachen und die Stelle, auf der ein Sänger stehen sollte, mit einem Psychologen zu besetzen. Aber Konsequenz der Charaktere und Realität der Begebenheiten sind Vorzüge, zu denen nicht erst Musik gemacht werden muß. Daß ein schlafendes Liebespaar von einem Polizistenchor nicht geweckt wird, ist in der Welt der musikalischen Unberechenbarkeit durchaus möglich, und die Wahrscheinlichkeit, daß es im Leben geschieht, ist die wertlose Erkenntnis einer rationalistischen Satire, die sich nicht zu hoch über das Niveau jenes intellektuellen Publikums erhebt, dem die konkrete Albernheit der modernen Operette ihre spottwürdigen Triumphe verdankt. Ich fürchte, wenn dieses Publikum bei der fünfhundertsten Aufführung des »Petroleumkönig« erfährt, daß er eine Parodie sei, wird's bei dieser Aufführungsziffer sein Bewenden haben.

Was mich an dem Enthusiasmus für die Operettenschande am tiefsten berührt, ist die demokratisierende Wirkung, die von ihr auszugehen scheint. Man gewahrt eine förmliche Lust, sich mit Helden und Schicksalen der neuen Operettenwelt zu enkanailieren, und eine Gesellschaftsschicht, die gewiß ihrer Dienerschaft winkte, wenn befrackte Kommis mit roten Schweißtüchern in ihre Salons eindringen, laßt sich von diesen ihre Liebesabenteuer und Eifersuchtsszenen keuchend, stückweise, abgerissen vorsingen. Es herrscht eine Neugierde nach den Privatangelegenheiten der Kommis, die einen Menschen, der nach zwanzig Jahren wieder einmal in eine Operettenvorstellung kommt, geradezu peinlich berühren muß, und wenn so ein koscherer Schwerenöter mit den Worten des Meisters Leon versichert:

»So eine Depesche ist oft fatal — o Elektrizität! —

Es gibt Zeiten, wo man wünschte — daß man dich nicht erfunden hätt'!«,

so ruft ein den besseren Ständen angehörendes Publikum nicht »Hinaus!«, sondern tobt vor Begeisterung. Es gibt keine gesellschaftlichen Vorurteile mehr. Das Interesse des Publikums für die Intimitäten der Operettengestalten wäre auch heute entschuldbar, wenn Stumpfsinn und Gemeinheit nicht ohne hinreichende musikalische Bedeckung sich hervorwagten und vor allem in der bizarren Tracht entfernter Länder oder Zeiten. Unbegreiflich ist, daß wir in der sozialen Nähe der Salonoperette den Insult ihrer Zumutungen nicht spüren. Und es ist dann nur natürlich, daß wir unser Interesse für die unvermummten Träger der Handlung auch auf ihr Leben außerhalb der Bühne erstrecken. Der Naturalismus des singenden Kommis erleichtert die Identifizierung mit der Privatperson des Darstellers, und unser Schauspielerkultus, der ehemals ein gerechter Lohn der künstlerischen Persönlichkeit war, ist bloß die Konsequenz einer einmal übernommenen gesellschaftlichen Verpflichtung. Ihr unterwerfen sich selbst jene Kreise des Publikums, von denen man annehmen müßte, daß sie in einem Bankbeamten, der tanzen kann, noch nicht den Gipfel der kulturellen Entwicklung erblicken. Daß aber jene Schichten die heute die Theaterwerte kotieren, nicht anders denken, ist begreiflich. Die Popularität des Herrn Treumann unterliegt keinem Zweifel; seine Anhänger sind über die ganze Welt zerstreut. Überraschend ist freilich, daß das Pathos, mit dem sie sich zu ihm bekennen, bis zu revolutionären Stimmungen sich steigern kann. Das Schicksal eines Sängers, der so verzwickte Kontraktbrüche begeht, daß die Jurisprudenz versagen muß, weil sie nicht genug Mathematik gelernt hat, und daß sie sich nur mit der einstweiligen Verhaftung helfen kann, mag die Theatertinterln und Freikartenschnorrer eines Kaffeehauses immerhin alterieren. Daß sich aber dieses Interesse bis zur Einmischung in eine Amtshandlung, Gewaltanwendung gegen die Schergen des Exekutionsgerichts und bis zu flammenden Reden der studentischen Jugend steigern kann, ist ein erfreulicher Beweis, daß in Wien der Kulissenklatsch die politische Begeisterung noch nicht ertötet hat und daß diese jederzeit mobil zu machen ist, wenn es den Kulissenklatsch gilt. Was wiegt die Erinnerung an den Einzug der Wache in das Parlament gegen dieses Erlebnis! Unvergeßlich bleibt der Augenblick, da ein Tarockspieler die Meldung brachte: »Das Kaffeehaus ist von Polizei besetzt!« Als aber gar einer der Anhänger des Herrn Treumann den Ruf ausstieß: »Es lebe die Freiheit!«, bezog diesen einer der Direktoren, denen der Mann die Treue hielt, auf den Eintritt in die Vorstellung und verteilte auf der Stelle siebzig Freikarten. Hätte er Messina aufgebaut, der Jubel einer Welt hätte den Tumult der Dankbarkeit nicht überbieten können, den solche Hochherzigkeit auf dem sicheren Wiener Boden errang. Aber warum duldet der schweigend? Warum stellt sich kein Erdstoß ein, der uns künftig eine Zei-

tungsnachricht ersparte wie die, ein Theateragent habe dem Volke zugerufen: »Hier ist er! In Freiheit vorgeführt!«. Warum wurde uns nicht durch ein rechtzeitiges Elementarereignis der Anblick jenes Konterfeis entzogen, das einen kaiserlichen Rat und Hoflieferanten darstellt, wie er eben damit beschäftigt ist, bei der versuchten Verhaftung des Herrn Treumann dabei zu sein? Für die versuchte Verhaftung wird sich die Polizei vor den Billardspielern zu verantworten haben. Aber warum erbarmt sich nicht die kleinste Pestilenz und verhindert uns, Bulletins über den Gesundheitszustand, über Lektüre, Wäschebeschaffung, Aufregungszustände des Häftlings zu empfangen? Warum, warum! So sind wir den entfesselten Zeitungsgewalten hilflos preisgegeben. Was ist der Mensch! Und nichts erinnert an die gelinderen Schrecken der Natur als höchstens die Tatsache, daß bei solchen Gelegenheiten Weiber zu Hyänen werden. Mehrere Damen benützten nämlich das Gedränge, das bei der versuchten Verhaftung entstanden war, um die Tränen des Herrn Treumann zu trocknen und für ihn zu weinen, und eine Meldung besagt sogar, daß sie sich zwischen den Liebling und die Staatsgewalt geworfen haben. Das war das einzige Moment, welches über die Interessen einer Staatsaktion hinaus an das Walten der Naturmächte erinnerte. Aber sie sind blind; und ich möchte es bezweifeln, daß der Liebling für die Damen eingetreten wäre, wenn die Polizei sie wegen Einmischung in eine Amtshandlung verhaftet hätte ...

Ohnmächtig stehen wir den Katastrophen der Kultur gegenüber und wenn uns der Schrecken des Überstandenen und die Angst vor der Wiederholung die Ruhe des Rückblicks gönnen, dann sehen wir, wie sich das Bild dieser Stadt verändert hat, seitdem sie sich den Zwischenhändlern des Geistes übergab. Sind dies die oft beklagten Exzesse des Schauspielerkultus? Sind es nicht vielmehr Ausbrüche jenes Selbstbewußtseins einer angelangten Kaste, die an ihrem Weltbesitz nicht rütteln läßt und selbst noch das Recht, das dem Einzelnen widerfährt, als ein Unrecht gegen ihre Gesamtheit abwehrt? Das Theaterinteresse mag dem Komiker zu Hilfe eilen, aber die Bedrängnis des Kommis ruft jene große Solidarität herbei, die vor einem Schuldturn so pathetisch wird wie vor einer Teufelsinsel. Das sind nicht mehr die Auswüchse eines Kultus, das sind die Zeichen einer Kultur. Wenn aber der tiefe Sozialkritiker, dessen Geist ich am Eingang dieser Betrachtung zitiert habe, in der Schauspielerverehrung unsern ganzen Jammer sieht, wohl ihm. Und wenn er behauptet, der Inbegriff dieses Jammers sei die Verehrung für — Alexander Girardi, so ist wahrlich der Jammer größer, der jedem Feuilletonkommis Druckerschwärze an die Hand gibt, um den Glanz eines Künstlernamens zu beschmieren. Er hat, man glaube es nur, er hat wirklich Girardi gemeint! »Es mag nur Girardi—Stücke mit Girardi—Rollen«, klagt dieser Theaterkenner und freudig stellt er fest, daß nach dem Abgang des seltenen Menschen, dem eine Stadt den Humor eines Vierteljahrhunderts verdankt, »die Operette befreit aufatmet«, daß sie »ohne und gegen Girardi ihre Welterfolge errang« ... Und das ist schließlich die Wahrheit. Girardi war ein großes Beispiel für die schöpferische Möglichkeit des Schauspielers, und sein bloßes Dasein vermochte von der Nichtigkeit der literarischen Produktion abzulenken, die ihm das Stichwort gab. Nun verlangt aber diese Nichtigkeit Beachtung. Die Leere möchte nicht mehr bloß Spielraum einer Persönlichkeit sein; die Gemeinheit will um ihrer selbst willen geliebt werden. Solchem Anspruch ordnen sich die Nullen des Operettentheaters unter. Dekorateur und Tänzer sorgen vorerst dafür, daß das Publikum den Ausfall an schauspielerischem Vermögen nicht merke. Dem Zug der Künstler zum Varieté entspricht die Verpflanzung boxender Känguruhs auf das Theater. Es gibt keine Girardi—Stücke mehr, aber es gibt Girardi—Stücke ohne Girardi, und da die Welt den Blödsinn ohne den

Kommentar der Kunst verständlicher findet, so atmet der Blödsinn befreit auf und erringt seine Welterfolge. Die alte Theaterliebe verfolgte den Schauspieler ins Privatleben, aber der Mißbrauch, der die Person umlärmt, gehörte zum guten Brauch, die Persönlichkeit zu verehren. Und die Passion der Menge, dem Wagen eines Künstlers die Pferde auszuspannen, schien das natürliche Verhältnis der beiderseitigen Bestimmungen wiederherzustellen. Heute ist sie noch viel bescheidener geworden; sie wiehert schon begeistert, wenn ein Pferdehändler im Wagen sitzt.

Karl Kraus

* * *

Girardi ¹

(»Mein Leopold«, Thalia—Theater)

Du bist ein Sager, — kein Gestalter.
»Mein Leopold«, singst du, »mein Soooohn«
Bis in mein Wackel—Greisenalter
Denk' ich an diesen Menschenton ...

Das Publikum, vom Klang durchschauert,
Fühlt dennoch den Effekt nicht prompt;
Es bleibt erwartend, sitzt und lauert —
Und fragt sich, ob es balde kommt.

Zwei Akte durch gibst du dann, außer
Dem einen Klang, nicht allzuviel;
Da zeigst (im Wohlstand und als Hausherr)
Halb tonlos ein markiertes Spiel.

Das Geld zerrann ... Du bist jetzunder
Flickschuster, greisend vor der Zeit ...
Ein lächelnd—stilles, weißes Wunder;
Armselig und gebenedeit.

Du hämmerst mit den alten Händen —
Und zwingst auch Den, der Manches kennt,
Von dir die Blicke wegzuwenden.
Das Haus ist totenstill ... und flennt.

— — — — —
Magst keine Mätzchen, keine Schlager.
Ein Menschenmeister wandelt hier.
Bist ein Gestalter *und* ein Sager —
Dein Schuster war der König Lear.

Es ist ein Stück von unsrem Leben.
Ich fühl's, im Innersten gepackt.
Die großen Italiener geben
Nicht mehr als du in diesem Akt.

1 Diese feine und einprägsame Theaterkritik eines Berliner Schrittstellers, die schon vielfach zitiert wurde, verdient, auch hier ihren Platz. [KK]



Schlafwandler ¹

Von August Strindberg

Es gibt Menschen, die ihr ganzes Leben im Schlaf gehen; weckt man sie, werden sie böse, drehen sich um und schlafen wieder ein. Sie leben wie Pflanzen und schlafen wie Pflanzen.

Um einen Versuch zu machen, will ich das Wort lügen gegen dichten austauschen; vielleicht ist die Gleichung auf diese schönere Art leichter zu lösen.

Sie haben sich eine Art Weltanschauung gedichtet, wie sie eine Libelle haben könnte; in Sonne und Luft schwebend, aber in einem Sumpf geboren, fliegen sie stoßweise dahin, bleiben niemals sitzen, halten aber zuweilen still, während sich die Flügel bewegen, vielleicht back gebräut, da der Flug nicht vorwärtskommt; dann rücken sie wieder vor, halten wieder still. Sie suchen beständig etwas; das ist jedoch nicht Raub, vielleicht ein Vergnügen, eine Kleinigkeit, nichts. Unbeständig, ohne ein fernes Ziel, zufrieden nur, wenn die Sonne scheint; kommt aber eine Wolke und sprüht Regen, dann verbergen sie sich und hocken unter Blättern; die Lebenslust ist fort, alles wird dunkel, und wenn die Sonne untergeht, so sterben sie.

Sie stellen keine anderen Forderungen ans Leben als Speise und Trank und Vergnügen, denn »morgen werden wir sterben«. Schuld können sie nicht empfinden, denn alles Moralische ist ihnen gleichgültig wie der Fliege. Sie verstehen nicht, wenn sie Unrecht tun, und immer schieben sie die Schuld auf einen andern. Sie dichten sich einen Charakter an, der hell und freundlich erscheinen soll; aber im Innersten sind sie schwermütig; das zeigt sich, wenn sie allein sind, dann denken sie immer an Selbstmord.

Zuweilen, wenn es ihnen sehr gut geht, gebrauchen sie das Wort: der gute Gott. Geht es ihnen schlecht, werden sie böse und glauben an böse Mächte, verstehen aber nicht Hilfe bei dem guten Gott zu suchen.

Alles, was sie wünschen, dichten sie in Wirklichkeit um; alles, was sie wollen, wird Wahrheit; alles, was unbequem oder unangenehm ist, ist nicht wahr. Sie können sich eine ganze Lebensgeschichte andichten; daß sie von Karl dem Großen oder August von Sachsen abstammen. Ich weiß von einer, die sich einbildete, sie sei Russin, obwohl sie Finnländerin war; schließlich stammte sie von Matthias Corvinus, der polnisch gewesen sein soll. Ich kann nicht sagen, daß sie log, denn sie glaubte daran; hielt es für wahr, obgleich sie es gedichtet hatte.

Eine solche Dichterin über eine Tatsache aufklären, ist unmöglich, falls diese Tatsache im Geringsten unangenehm ist. Ihr eine richtige Ansicht über einen Tatbestand beibringen, ist ebenso unmöglich, falls nicht Leidenschaft oder Interesse zufällig dieselbe Richtung einschlagen.

Wenn einer von ihrem Hofkreis einen Bubenstreich begangen hat, so leugnet sie zuerst die Tatsache: »Es ist unmöglich!« Wenn es keine Hilfe mehr

1 Aus der schwedischen *Handschrift* übersetzt von Emil Schering.

gibt, verteidigt sie ihn. »Er ist im Grunde ein guter Mensch, und ihr seid nicht ein bißchen besser!« Es endet damit, daß wir alle Schurken sind und dort sitzen müßten, wo er sitzt.

Sie ist dreißig Jahre alt, hat ein Kind, aber sie dichtet sich jung, spricht von ihrer Jugend; oft ist die allerdings geplündert vom Mann, der nichts zu plündern fand, als sie vierundzwanzig war.

Sie kann sogar noch jungfräulich sein, obgleich sie ein Kind bekommen hat; ja, sie weiß nicht, wie das Kind entstanden ist

Sie vergißt eine vergangene Tatsache, die reichsbekannt ist; aber die hat sie ausgestrichen, die hat nie existiert, die ist ganz einfach Lüge oder weniger als Lüge.

Sie beschäftigt sich immer mit den Schicksalen der Menschen; schlagen die Gekränkten aber zurück, so beklagt sie sich über deren Bosheit und Rachgier. Sie selber kann nicht dahinter kommen, daß sie unrecht getan hat.

Einmal weckte er sie, indem er das rechte Wort für ihren Charakter und ihr Betragen benutzte. Da erwachte sie, flog aus dem Zimmer wie ein wilder Vogel, ging davon. Er ließ sie gehen.

Sie dachte, er werde ihr nachkommen; das tat er aber nicht. Da kam sie selber, aber nicht wie eine Flehende, sondern wie eine Königin, um die Huldigung entgegenzunehmen. Die Huldigung blieb aus. Da verlor sie den Verstand zwei Tage lang.

Er erbarmte sich über sie. Aber sie konnte nur wieder aufgerichtet werden, wenn er sich ihr reuevoll wieder näherte. Es war ein großes Opfer, aber er brachte es um des Kindes willen. Da bekam sie »ihren Verstand« wieder und verzieh ihm, nachdem sie die Bedingungen diktiert hatte: Er solle nett sein; das heißt, sie gewähren lassen, wie sie wollte; und er sollte nicht harte Worte gebrauchen.

Harte Worte fürchtete sie am meisten von allem, denn die weckten sie. Die wirkten wie Dynamit auf ihr versteinertes Herz und Gefühl. Und was sie »den Verstand verlieren« nannte, war gleichbedeutend mit: den Verstand wiederbekommen, zum Bewußtsein erwachen, sich im Spiegel sehen, sich selber erkennen.

Ihr Ich glich einem Ballon aus Seide, der beim geringsten Riß zu Boden fallen konnte. Daher ihre Furcht vor Ecken und Spitzen.

Sie liebte das Feine. Das bedeutete: laß mich gewähren, widersprich mir nicht, sonst zerstörst du mein Netz aus Spinnewebe, mit dem ich dich gefangen halte.

Dann schlief sie wieder ein, begann ihre Vorstellungen von ihrer Jungfräulichkeit, der geplünderten Jugend, der Geberin, die ihm alles gegeben (wo nichts zu geben war); der Gläubigerin, der eingesperrten Sklavin (die freiging und kam); dem unterdrückten Weib, das keine eigene Meinung haben durfte, dem er die Lebensfreude geraubt hatte.

Jedes fünfte Jahr weckte er sie mit einer Dynamitpatrone. Dann aber schlief sie wieder ein. Und dann begann sie wieder aus demselben Sprachvorrat zu fabulieren. Dreißig Jahre lang dichtete sie ihren Charakter, ihre Lebensgeschichte, ihre Ansichten, ihren Geschmack, ihre Religion. Da war sie fünfzig geworden, hatte Hauer im Mund, Muskeln und Fett in Überfluß, graues aber gefärbtes Haar, das nach Talg roch. Sie war alt, und wußte es nicht.

Sieh meine Zähne, sagte sie. Ich habe noch alle. (Aber einer war künstlich, mindestens einer.)

Sie ging mit bloßen Armen auf die Hochzeit ihrer Tochter und machte selber den jungen Herren den Hof. Zeigte ihr schönes Haar, das jetzt weiß war unter dem Schönheitsmittel.

Bald darauf starb der Mann; ermordet, kann man sagen. Da fiel sie zusammen und ward ein altes Weib. Es war des Mannes »Lebensprana«, von dem sie gelebt hatte, ohne es zu wissen; und es war, als nehme er, der im Grabe lag, sein Eigentum zurück, um die Auflösung aufzuhalten.

Jetzt ist sie fünfundfünfzig, kokettiert aber noch immer (zeigt Zähne und Haar). Sie ist noch nicht erwacht, und scheint nicht eher erwachen zu können als im Tode.

Zuweilen, wenn sie traurig ist, besucht sie mich zur Mittagszeit, bleibt eine Stunde und lügt mir vor; dichtet, hatte ich zu sagen versprochen.

Sie spricht meistens davon, wie undankbar die Welt gegen sie sei, die einem schlechten Mann eine gute Gattin gewesen, eine vortreffliche Mutter, wohlgesinnt, aufopfernd, besonders gegen den, der »ihre Jugend geplündert«.

Balzac hat den Typus in »L'art d'être martyre (Petites misères de la vie conjugale)« geschildert, trotzdem er nicht verheiratet war.

Was ist denn das für ein menschenähnliches Wesen, von dem der Mann nach einem Zusammenleben von dreißig Jahren sagen konnte: »Da ist nicht ein menschlicher Zug zu finden!« Wenn sie Teilnahme zeigt, geschieht es, um etwas zu gewinnen; weint sie, will sie ein Kleid oder einen Ring haben; lacht sie, so benutzt sie die Gelegenheit, um die Zähne zu zeigen; ist sie wirklich einmal zugänglich für eine tatsächliche Auskunft, ist es aus Falschheit und Schöntuerei. Sie versöhnt sich nur, wenn man Besuch erwartet; sie liebt nur ihre Kinder, weil sie die Aussicht auf ein heiteres Alter hat, in dem sie nicht allein zu sein braucht; vom Mann wollte sie sich nicht scheiden lassen, weil sie eine Wohnung haben mußte, in der sie empfangen konnte; und sie hätte ihn längst gemordet, wenn sie nicht gefürchtet, die Pension zu verlieren.

Nichts war bei ihr ganz wirklich. Ihre Ergebenheit glich Ergebenheit, ihre Freude erinnerte an Freude, war aber böse; ihre Trauer besaß eine entfernte Ähnlichkeit mit Schmerz. Es waren nur Gleichnisse.

Sie verstand nie, was er meinte, sondern faßte es auf ihre verkehrte Art, nach ihrem Interesse. Ich verstand nie, was sie sagte, denn sie muß Antiphrase benutzt, das Gegenteil von dem gesagt haben, was sie dachte. Sie gebrauchte niemals die reinen einfachen Worte ja und nein; sie wich ihnen aus wie einer Falle, denn sie glich dem Tier eines Jagdgrundes, das überall Fallen sieht. Sie selber aber knüpfte Schlingen mit Worten. Sie verwandelte einen freien Vorschlag in ein festes Versprechen, sie stahl Blicke als Beifall, verwandelte ein Nicken in einen Revers; bot ihre Dienste an, um später die Rechnung senden zu dürfen.

Der Mann sagte einmal: Wenn mich, ihren Gatten, nach dreißig Jahren jemand fragt, mit wem ich verheiratet gewesen bin, kann ich nur antworten: das weiß ich nicht! Ich habe dieses Weib nie gekannt! Wenn ich manchmal nachts erwachte, mußte ich nachdenken, wen ich neben mir habe. Wenn sie schlief, existierte sie nicht! Aber ich war an sie gebunden; sie wuchs auf mir, nahm ihr »Prana« aus mir. Ich muß ihr einige Eingeweide von mir gegeben haben; wenn sie fortging, schmerzte es in mir, ich konnte nicht atmen oder verdauen, ehe sie nicht mit meinen Eingeweiden zurückkam. Sie gebrauchte wohl einen Spiegel, aber nur für das Äußere; und wenn ich zuweilen den anderen Spiegel vor ihr Inneres hielt, entsetzte sie sich; ihr Gesicht bekam Krämpfe wie das des Fuchses, wenn der Jäger ihn überrascht. Sie verdrehte die Augen, verwandelte ihre Züge, daß sich eine ganze Reihe Gesichter nacheinander zeigten; und statt ihrer Blicke sah ich die eines Dämonen oder eines Tieres.

Ich habe oben in einer theosophischen Zeitschrift gelesen, daß sich Tierdevas, Tierseelen, in den Körpern der Menschen inkarnieren können, sich durch Schönheit und natürlichen Reiz auszeichnen, wie die meisten Tiere. Ich fand die Theorie unheimlich und glaubte nicht daran, um nicht die Menschheit zu entehren, Jetzt aber erinnere ich mich, wie ich auf einer Reise die Gesellschaft eines Hundes erdulden mußte. Ich freute mich, ein lebendes Wesen bei mir zu haben, fütterte ihn und ließ ihn in meinem warmen Zimmer schlafen. Es war ein scheinbar gutmütiger Hühnerhund, naiv, zynisch, natürlich. Er nahm sein Essen, aber dankte nicht; ließ es sich schmecken, aber freute sich nicht; er duldete mich, liebte mich aber nicht. Wenn ich seinen Kopf nahm, sah er zur Seite; und wenn sich dann die Pupillen nach außen drehten, zeigte sich nur das Weiße, das jedoch böse blinde Blicke aussandte. Eines Abends, als ich im Bett lag und las, begann der Hund mir eine beunruhigende Aufmerksamkeit zu zeigen; als ich ihn abwies, änderte er plötzlich seinen Charakter; nahm Formen wie ein Mensch an, machte Gebärden und Bewegungen, so daß ich vor Schreck außer mir geriet. Ein Kampf entstand, und ich mußte das Tier mit meinem Revolver töten, es zum Fenster hinauswerfen. Seine letzten Blicke waren nicht die eines Tieres, so viel will ich sagen.

Ich habe im Jardin des Plantes zu Paris mit Tieren »Bekanntschaft geschlossen« während meiner täglichen Besuche im Lauf eines Jahres. Der Grisly—Bär von Nordamerika, eines der stärksten und wildesten Tiere, die es gibt, lernte mich auf eine Art kennen, die ich erfand. Ich allein gab ihm nämlich Kirschen, während andere ihm nur Brotrinden gaben. Er setzte sich auf den Hintern und sperrte das Maul auf, wenn ich kam; ich konnte ihn aus seiner Höhle locken. Er wollte mir aber nie in die Augen sehen, sondern schloß seine, wenn er das Maul aufsperrte. Ich aber hatte Geduld und kam täglich wieder mit meinen Kirschen. Schließlich wollte er wohl sehen, wer ihm das höchste Gut in seiner Gefangenschaft gab; vielleicht eine Jugenderinnerung an die großen Berge im Westen weckte, wo er in Freiheit und Bergluft rote Beeren gepflückt hatte. Er versuchte zu mir hinaufzusehen; machte aber gleich darauf eine Miene, als habe er sein Geheimnis verraten. Und er wurde auf sich selber böse wegen dieser Schwäche, nicht auf mich. Er muß es aber gleich darauf bereut haben und beschloß, zu zeigen, wer er sei. Er setzte sich mit dem Rücken gegen die Gefängnismauer, wie ein König auf seinen Thron, machte eine Gebärde mit den Armen, als wolle er sich in seinen Krönungsmantel hüllen; aber er sah mich nicht an, sondern zeigte sich und sein Geheimnis. Das war kein Tier mehr; das Skelett machte menschliche Bewegungen unter dem verkleideten Pelz. Es war ein Tierdeva, ein König der Berge, eine Metempsychose, vielleicht eine frühere menschliche Inkarnation in einen Tierkörper.

Die Neger sagen, daß die Affen sprechen können; daß sie das aber geheimhalten, denn sonst würden sie arbeiten müssen, und arbeiten ist die Hölle für einen Neger. Daran habe ich nicht eher geglaubt, als bis ich ein Buch las, das die Leiter des Jardin des Plantes, Forscher von Linnés und Buffons großen Zeiten, herausgegeben haben. In diesem Buch, das ich bei einem Schiffbruch auf festem Land verloren, standen lange, geduldige Betrachtungen über die Affen. Ich erinnere mich dunkel, wie sich einer der Gelehrten im Affenhaus verborgen hatte, um die Affen bei ihren Geheimnissen zu überraschen. Ein Weibchen hatte eben ein Junges bekommen. Nun wurde zuerst der offenkundige Vater hereingelassen. Er wurde ziemlich kühl und überlegen von der stolzen Mutter empfangen. Der verborgene Gelehrte sah, daß sich die Gatten erst umsahen, ob jemand sie beobachte. Als sie merkten, daß sie allein seien, begannen sie »einander in den Mund zu sprechen«. Das ist eine sonder-

bare Art, die nur Schauspieler kennen, und die wahrscheinlich in einer improvisierten triebhaften Labialmethode besteht. Es waren keine artikulierten Laute, sondern die Bewegungen der Lippen wurden von sprechenden Blicken begleitet. Dem Vater wurde erlaubt, den Neugeborenen zu liebkosen; er mußte aber vorsichtig dabei sein. Darauf wurden Verwandte und Freunde in die Wochenstube gelassen. Ein lautloses Schnatzen, Komplimentieren, Bewundern entstand. Niemand aber durfte den Neugeborenen anrühren: wollte es doch einer, wurden die Zähne gezeigt, die zur Labialsprache gehören und nicht mißzuverstehen sind.

Meine eigenen Beobachtungen, die ich später als Epigone machte, veranlaßten mich zu dem Glauben, hier seien Geheimnisse vorhanden. Mit Teilnahme und Freundlichkeit hatte ich mit einem alten Orang Bekanntschaft geschlossen, der ja noch am meisten von allen Vierfüßlern den Menschen ähnlich ist. Es war das Gesicht und die Blicke eines eingetrockneten Greises. Etwas sehr Trauriges, nicht über die Gefangenschaft, denn er kannte nichts anderes, sondern aus Schmerz, daß er solch ein Vieh war. Er schien sich an etwas erinnern zu wollen, konnte es aber nicht; und das quälte ihn. Vielleicht suchte er ein verlorenes Selbstbewußtsein wiederzufinden oder wollte sich aus einer Art quälenden Schlafes wecken. Ich habe diesen Ausdruck einmal in einem Irrenhaus gesehen, wo Menschen leben, welche die Erinnerung an sich selber verloren haben.

Gibt es einen anderen Beleg für die Annahme der Seelenwanderung, als die Theosophen uns jetzt aus der indischen Philosophie geben, die uns ja, streng genommen, nichts angehen dürfte? Ja, der göttliche Plato, dessen Weisheit auch von den christlichen Kirchenvätern als ein Vorchristentum oder offenbarte Philosophie angesehen wurde, hat ausführlich das wichtige Problem von dem früheren Dasein und der Seelenwanderung behandelt.

Im »Timaios« sagt er ohne Umschweife: seitdem die Männer entstanden, sind einige feige und unlauter geworden; die wurden bei der zweiten Geburt wahrscheinlich in Frauen verwandelt. Zur selben Zeit schufen die Götter die Liebe; von der Flüssigkeit des Lebens drang ein Teil vom Kopf hinunter durch das Rückgrat als Mark. »Dieses Mark ist beseelt« und weckt lebengebende Begierde. Darum sind die Organe der Liebe ungehorsam und eigenmächtig. In der Gebärmutter steckt ein »nach gebären verlangendes *Wesen*«, dem übel zu Mut wird, wenn es eine lange Zeit ohne Frucht bleibt. Es hemmt das Atmen, ruft Beklemmungen hervor und viele Krankheiten, muß deshalb befriedigt werden.

Aber wohlgemerkt: Der Trieb, Kinder zu gebären, soll befriedigt werden, nicht der andere Trieb (Astartetrieb), denn der kann nicht befriedigt werden, der ist unersättlich. Und der Trieb zur Leibesfrucht erzeugt das Bedürfnis nach einer Behausung, in der das Kind geboren wird, und verlangt einen Mann, der Essen schafft und das Haus beschützt! Das ist die heilige Ehe!

Bei der zweiten Geburt (Reinkarnation) wurden einige zu Vögeln. Das sind leichtsinnige, aber nicht schlechte Männer gewesen, »die in ihrer Einfalt glaubten, die Erklärung überirdischer Dinge geschehe am sichersten durch die Beobachtungen des Auges« (Positivisten, Materialisten und ihresgleichen).

Die vierfüßigen Tiere entstanden aus solchen Menschen, die sich nicht mit Weisheit und Tugend befaßten, sondern mit der Nase auf der Erde herumkrochen.

Die Fische sind die unvernünftigsten und unwissendsten Menschen gewesen; darum dürfen sie nicht reine Luft atmen, sondern müssen schmutziges Wasser schlürfen.

Und so weiter.

Weise Männer aller Völker haben an eine zweite Geburt geglaubt, und das Christentum selber bezieht sich darauf wie auf eine axiomatische Tatsache. Priester und Leviten fragten ja, ob Johannes Elias sei; und Christus wurde oft für einen von den gewaltigen Propheten des Herrn gehalten, der sich wieder verkörpert habe. Wir Christen hatten Grund, dieses Axiom als christlich aufzunehmen, ohne darüber zu raisonnieren. Dann würden wir aufhören, uns gegen ein mitleidloses, unerklärliches Schicksal zu empören; wir würden Welten hinter dem Grabe sehen, aber auch vor der Wiege. Wir würden das Leben als einen lehrreichen Traum hinnehmen, auf unsere Sorgen pusten, ohne sie fortzublasen; ergeben unsere Seele und unser Leben in die Hand Gottes des Allmächtigen befehlen, denn er wird alles wohl machen. Und zwar ohne über die Rätsel zu grübeln, die wir nicht wissen dürfen, aber ahnen können.

Nach einer langen Abschweifung komme ich jetzt zurück auf die Sache, die das Wesentliche war. Schlafwandler, die nicht zum Selbstbewußtsein erwachen können. Ich habe dieses mal das häßliche Wort lügen vermieden und als Erklärung das Wort dichten eingesetzt. Sich selber belügen, hieße ja niemals zur Wahrheit kommen; nie erfahren, wie sich etwas in Wirklichkeit verhält. Ich nehme an, der Wirklichkeit fehlt eigentlich volle Realität; sie ist eine Spiegelung, die durch eine rauhe materielle Fläche entstellt ist. Wie kann sie da erreichbar für die Auffassung sein, besonders eines unfixierten Wesens, das vielleicht aus Äthervibrationen zusammengesetzt ist, oder geschaffen ist wie eine Glasscheibe, die sowohl spiegelt wie die Strahlen durchläßt. Die Wirklichkeit wird ja von einem durchsichtigen Gegenstand nur zum Teil widergespiegelt; wer aber dahintersteht, sieht überhaupt keine Spiegelung; mit anderen Worten, es entsteht Totalreflexion, die zuweilen die Gegenstände unsichtbar macht.

Diese Schlafwandler, wie ich sie genannt habe, würden also andere Augen als wir besitzen, ein anderes Wesen als wir; deshalb könnten sie weder ein Bild auffassen, noch weniger sich selber sehen. Das käme entweder von einer feineren Konstitution, die keine Verbindung mit dem Materiellen eingehen kann, weil es außerhalb ihrer Sphäre liegt; oder von einem nicht entwickelten Auffassungsvermögen bei der materiellen Unterlage der seelischen Existenz.

Sollten sie denn höhere Wesen sein, und wäre meine erste Hypothese unrichtig? Nein, die der Pflanze gleichen, die lebt, atmet, sich ernährt, sich fortpflanzt, immer schlafend, ohne etwas wahrzunehmen, die können keine höhere Form des Daseins sein. Schön ist die Hyazinthe, vollendet, wenn man sie anschaut; lieblich ist ihr Duft beim Einatmen; vielleicht nimmt sie etwas wahr, das Schmerz oder Freude gleicht; aber ohne Vernunft, ohne Selbstbewußtsein, freien Willen kann ja kein Seelenleben entstehen; und ohne Seele sein, ist ja beinahe tot sein, wenigstens für uns lebendige Menschen.

Hier stocke ich, einsehend, daß das Problem ohne Sinn und deshalb unlösbar ist; während eine schöne Tatsache bestehen bleibt, die Freude und Duft verbreitet, unwillkürlich wie die Blume, die man nur küssen kann, mit der man aber nicht sprechen kann; die man pflegt, umpflanzt; der man Sonne und Luft gibt.

Ich habe mit gutem Willen das Wort lügen mit dichten übersetzt, und ich bin damit dem großen Geheimnis ein wenig näher auf die Spur gekommen. Lügen soll Schwäche in Willen und Verstand andeuten; Schwäche ist hier wohl vorhanden; darum heißt es auch so richtig: Das schwache Geschlecht.

* * *

Tagebuch ¹

Die männliche Überlegenheit im Liebeshandel ist ein armseliger Vorteil, durch den man nichts gewinnt und nur der weiblichen Natur Gewalt antut. Man sollte sich von jeder Frau in die Geheimnisse des Geschlechtslebens einführen lassen.

*

Nur ein Mann sollte sich unglückliche Liebe zu Herzen nehmen. Eine Frau sieht dabei so schlecht aus, daß ihr Unglück in der Liebe begreiflich wird.

*

An allen Geschäften des Lebens ist das Weib mit seinem Geschlecht beteiligt. Zuweilen selbst an der Liebe.

*

Die Ehre ist der Wurmfortsatz im seelischen Organismus. Ihre Funktion ist unbekannt, aber sie kann Entzündungen bewirken. Man soll sie getrost den Leuten abschneiden, die dazu inklinieren, sich beleidigt zu fühlen.

*

Eine gute volkstümliche Redensart spricht davon, daß einer »sich einen Kren gibt ²«. Die Würde macht den Mann schmackhaft, wie der Kren den Schinken.

*

Der Aphorismus deckt sich nie mit der Wahrheit; er ist entweder eine halbe Wahrheit oder anderthalb.

*

Ein guter Stilist muß bei der Arbeit die Lust des Narzissus empfinden. Er muß sein Werk so objektivieren können, daß er sich bei einem Neidgefühl ertappt und erst durch Erinnerung darauf kommt, daß er selbst der Schöpfer sei. Kurzum, er muß jene höchste Objektivität bewähren, die die Welt Eitelkeit nennt.

*

Geistige Arbeit gleicht so sehr dem Akt der Wollust, daß man darin unwillkürlich auch der Konvention des Geschlechtslebens gehorcht. Man ist diskret, und wenn eine Frau zu Besuch kommt, während man bei der Arbeit ist, läßt man sie nicht eintreten, um eine peinliche Begegnung zu vermeiden. Der Philister ist mit einer Frau beschäftigt, der Künstler huldigt einem Werk.

*

Die Sprache ist das Material des literarischen Künstlers; aber sie gehört ihm nicht allein, während die Farbe doch ausschließlich dem Maler gehört. Darum müßte den Menschen das Sprechen verboten werden. Die Zeichensprache reicht für die Gedanken, die sie einander mitzuteilen haben, ganz und gar aus. Ist es erlaubt, uns ununterbrochen mit Ölfarben die Kleider zu beschmieren?

*

Daß einer sich der Sprache bedient, um zu sagen, daß ein Minister unfähig ist, macht ihn noch nicht zum Schriftsteller.

*

Ungewöhnliche Worte zu gebrauchen, ist eine literarische Unart. Man soll dem Publikum bloß gedankliche Schwierigkeiten in den Weg legen.

1 Aus dem 'Simplicissimus'

2 Soviel wie 'seinen Senf dazugeben'

*

Witzigkeit ist manchmal Witzarmut, die ohne Hemmung sprudelt.

*

Je größer der Stiefel, desto größer der Absatz.

*

Das Merkmal eines schlechten Zeichners ist die Aussichtslosigkeit, daß eine Figur, die er in einem bestimmten Moment mit offenem Munde darstellt, diesen je wieder zumachen wird.

*

Eine merkwürdige Art Mensch ist der Beamte eines magistratischen Bezirksamtes. Erledige ich eine Angelegenheit schriftlich, so läßt er mich vor. Komme ich das andere Mal gleich selbst, so fordert er mich auf, eine Eingabe zu machen. Ich muß rein auf die Vermutung kommen, daß er das eine Mal mich kennenlernen und das andere Mal ein Autogramm von mir haben will.

*

Ich kenne eine Bürokratie, die weniger auf Eingebungen als auf Eingaben hält.

*

Jeder Wiener ist eine Sehenswürdigkeit, jeder Berliner ein Verkehrsmittel.

*

Ein Polizist nimmt es meistens übel, wenn man ihn in eine Amtshandlung einmengt.

*

Die Funktion der Milz muß ähnlich sein wie die der Notare im Staate: notwendig, aber überflüssig.

*

Am Chauvinismus ist nicht so sehr der Haß gegen die fremden Nationen als die Liebe zur eigenen unsympathisch.

*

Die Vorstellung, daß ein Kunstwerk Nahrung sei für den philiströsen Appetit, schreckt mich aus dem Schlafe. Vom Bürger verdaut zu werden, verschmähe ich. Aber ihm im Magen liegen zu bleiben, ist auch nicht verlockend. Darum ist es vielleicht am besten, sich ihm überhaupt nicht zu servieren.

*

Warum tadeln mich so viele? Weil sie mich loben und ich sie trotzdem tadle.

*

Die Moral ist ein so populäres Ding, daß man sie predigen kann. Aber der Unmoralprediger vorgreift sich am Idealen.

*

Die Familie ist das, was unter allen Umständen überwunden werden muß, Familiengefühle zieht man nur bei besonderen Gelegenheiten an. Man liebe seine Verwandten, wenn sie etwas angestellt haben. Aber mit anständigen Leuten zu verkehren, wenn sie verwandt sind, ist kompromittierend.

*

Das Familienleben qualifiziert sich als Eingriff in das Privatleben.

*

Jede Erkenntnis sollte so erschütternd sein, wie die eines Bauern, der eines Tages erfährt, daß ein kaiserlicher Rat und ein Hoflieferant dem Kaiser nichts zu raten und dem Hof nichts zu liefern haben. Er wird mißtrauisch.

*

Was einen foltert, sind verlorene Möglichkeiten. Einer Unmöglichkeit sicher zu sein, ist eine wahre Wohltat.

*

Zu allem lasse man sich Zeit; nur nicht zu den ewigen Dingen.

*

So lange es innere Deckung gibt, können einem die Verluste des äußeren Lebens nichts anhaben.

*

Aus Lebensüberdruß zum Denken greifen: ein Selbstmord, durch den man sich das Leben gibt.

Karl Kraus

* * *

Weihnacht

Als ich am Weihnachtsabend mit einem Freunde reiste, um der Stimmung zu entgehen, zu der uns die Stimmung fehlte, erkannte ich, wie merkwürdig sich das Bild der Welt gestaltet hat, seitdem ihr jene vorgeschrieben ist. Drei Handlungsreisende, die in der dritten Wagenklasse nicht mehr Platz gefunden hatten, drangen in unser Coupé ein und begannen sofort von Geschäften zu sprechen. Sie sprachen aber in einem Ton, der etwa den Ernst jenes Lebens offenbarte, aus dem die Jargonschauspieler ihren Humor schöpfen. Wir andern räumten das Feld, und nachdem wir eine Weile von außen einem Kartenspiel hatten zusehen müssen, bekamen wir Plätze in der ersten Klasse zugewiesen. Dort sann ich über die tiefere Bedeutung dieses Abenteurers in dieser Nacht. Wer als Atheist den Zug bestiegen hat, wird ihn als guter Christ verlassen. Ihm, nur ihm wurden solch heilige drei Könige gesendet ... So hätten auch wir unsere Weihnacht erlebt, wenn nicht die Stimmung, der wir uns also ergeben mußten, durch eben jene wieder gestört worden wäre. Denn sie drangen nun auch in die erste Klasse und verlangten Genugtuung, weil sie vermuten zu können glaubten, daß wir uns über ihr morgenländisches Betragen beim Kondukteur beschwert hätten. Sie sagten stolz, sie seien Kaufleute. Wir aber beugten uns jetzt vor der Übermacht der Religion, für die sie reisten ... Wer vermöchte sich ihr zu entziehen? Sie drang aus der dritten empor in die zweite Klasse und sie übt Vergeltung, bis in die erste Klasse. Im Diesseits und im Jenseits gewinnt sie um geringern Lohn den bessern Platz. Sie läßt das Leben nicht zur Ruhe kommen und in der Kunst erreicht sie es mühelos, daß man ihr die bequeme Geltung einräumt. Sie ist da, und man flüchtet auf den Korridor. Zieht man sich dann aber in die Unsterblichkeit zurück, so verschafft sie sich auch dort Einlaß. Sie ist da und dort. Vor der Allgewalt des Geschäftsreisenden gibt es in der Welt des heiligen Geistes kein Entinnen.

Karl Kraus



Glossen

In einem Sexualprozeß hat das Wiener Landesgericht (Vorsitzender Herr Engelbrecht) wichtige Aufklärungen empfangen. Ein Gerichtspsychiater trat vor und sagte, daß »im menschlichen Leben zwei Triebe eine hervorragende Rolle spielen: der Erhaltungs— und der Geschlechtstrieb. Letzterer, dessen Grenze sehr schwer zu bestimmen ist, kann eine solche Stärke erreichen, daß das Individuum ihm gegenüber nicht Widerstand zu leisten vermag, mit Ausnahme weniger Menschen von besonders hervorragender Willensstärke ... « Der Senat, der aus eben diesen paar Menschen bestand, zog sich unter dem Eindrucke des Gutachtens zur Beratung zurück, und wiewohl er Grund hatte, sich geschmeichelt zu fühlen, konnte er doch nicht umhin, den homosexuellen Angeklagten dafür verantwortlich zu machen, daß es im Leben so häßlich eingerichtet ist. Die Sexualität dieses Angeklagten war an den Tag gekommen, als er dem Gerichte den Dienst erwies, ihm einen Menschen, der ihn hatte ermorden wollen, auszuliefern. Die Gerichtspsychiater hatten, belehrt von den politischen Ereignissen der letzten Zeit, ausdrücklich die Meinung bekundet, daß selbst die Strafdrohung nicht imstande sei, so veranlagte Menschen in eine andere Geschlechtsrichtung zu führen, und es kam zur Sprache, daß nicht einmal die Untersuchungshaft den Angeklagten auf andere Gedanken gebracht habe. Zum ersten Mal hatten Gerichtspsychiater die Unwiderstehlichkeit des sexuellen Zwanges behauptet. Nützte nichts. Es gibt bloß einen unwiderstehlichen Zwang: dem Gesetze zu gehorchen, und die Natur wird mit ihren Ansprüchen auf den Zivilrechtsweg verwiesen. Als strafmildernd komme wohl die Veranlagung des Angeklagten in Betracht, dagegen wieder als straferschwerend die Wiederholung der Tat. Er konnte nichts dafür, daß er es einmal tat, aber da er es öfter tat, hat er das Delikt der Willensschwäche begangen. Immerhin haben auch die ältesten Richter des Wiener Landesgerichtes bei dieser Gelegenheit erfahren, daß im menschlichen Leben zwei Triebe eine hervorragende Rolle spielen, der Erhaltungstrieb und der Geschlechtstrieb. Der erste war ihnen bereits bekannt.

* * *

Wien:

»Am 8. d. M. gegen 7 Uhr abends fand in der Kärntnerstraße eine sittenpolizeiliche Streifung statt, bei der acht junge Mädchen als »verdächtig« arretiert wurden. Unter den beanstandeten Mädchen befand sich die 19jährige, Viktoria Aloisia D., die gestern dem Bezirksgerichte Josefstadt (Bezirksrichter Dr. Kesseldorfer) vorgeführt wurde, um sich *wegen unbefugter Ausübung der Prostitution* zu verantworten. Als die Angeklagte, ein sehr hübsches Mädchen, auf dem Wege in den Verhandlungssaal ihren als Zeugen erschienenen Vater sah, rief sie ihm lachend zu: Guten Morgen, Vater! Der Gruß erwiderte der Vater mit den Worten: Verflucht seist du dein ganzes Leben, elender Hund! Auf den Vorhalt der Anklage erklärte die Beschuldigte, daß sie derzeit einen soliden Lebenswandel führe und ihren Lebensunterhalt auf ehrliche Weise bestreite. — Richter: Wovon leben Sie ? — Angekl.: Ich arbeite für ein Stickereigeschäft etwas und dann habe ich einen Freund, einen fünfzigjährigen Bahnbeamten, der mir alles gibt, was ich brauche. Der Polizeiaгент hat mich in der Kärntnerstraße nur arretiert, weil ich, wie er sagte,

auffallend gekleidet sei. — Der Vater der Beschuldigten erklärte, daß seine Tochter vor drei Jahren aus dem Elternhause entwichen sei. — Angekl.: Ich bin vor zwei Jahren vom Hause weggegangen, weil mein Vater zum zweitenmal heiratete, jetzt brauche ich niemanden mehr, da ich einen Freund habe. — Richter: Was für ein Lebenswandel ist dies? Als neunzehnjähriges Mädchen sollten Sie so viel Ehrgefühl noch haben, daß Sie sich nicht einfach aushalten lassen. Angekl.: Warum soll ich einen Freund, der von mir nichts verlangt, zurückstoßen? Ich finde dabei nichts Unanständiges. — Richter: Und ich erlaube es mir Ihnen öffentlich zu sagen, daß dies unanständig ist. — Der Polizeiagent Powolny erklärte als Zeuge, daß er die Angeklagte, die polizeilich wegen liederlichen Lebenswandels vorbestraft ist, nur arretierte, weil sie durch ihre auffallende Kleidung (karierte Schoß und schwarze Samtjacke mit weißem Pelzkragen) verdächtig erschien. — Richter (zur Angeklagten): Gehen Sie halt nicht in so auffallender Kleidung in der Kärntnerstraße spazieren! Sie sehen, wohin das führt! — Der Richter sprach schließlich die Angeklagte mangels eines strafbaren Tatbestandes frei. Der Vater redete nun der Tochter zu, einer ordentlichen Arbeit nachzugehen, worauf letztere erwiderte: Was will man denn von mir; ich arbeite ja und dann habe ich einen anständigen Freund. — Richter: Bei einer solchen Moral ist wohl jede Mühe verloren!«

Messina!

* * *

Ein erschütternder Herzensschrei dringt aus der Redaktion der 'Arbeiter—Zeitung'. Er war als Neujahrsgruß an den Leser gedacht und verdient als ein ehrliches Bekenntnis der journalistischen Unehrllichkeit gehört zu werden:

Du! Das ganze Jahr denken wir an dich, in jeder Nacht ist von dir die Rede! Wenn wir im besten Zuge sind und die Dinge denken und schreiben, die uns am Herzen liegen, fährt gewiß irgend ein grausamer Kollege in unsere besten Gedanken und brummt: »Ja, das interessiert Sie, aber nicht ihn!« Dieser andere, das bist du, der sogenannte liebe Leser. Du schwebst unsichtbar und doch absolut beherrschend in allen Redaktionszimmern; deinetwegen strengen wir uns ununterbrochen an, verständlich und allwissend und unterhaltend zu sein. Will einer von uns einmal ein Problem vom Grund aus lösen, sei es die Frage der Geschäftsordnungsreform oder die Ermordung des Malers Steinheil oder die Überschätzung Friedrich Hebbels oder die Revolution in Venezuela, sofort tönt ihm aus irgend einem autoritativen Munde die gebieterische Mahnung entgegen: »Sie glauben wohl, die Zeitung ist nur für Sie da und nicht für die Leser.« Tag und Nacht beherrscht du uns, du verbindest uns das Maul mitten im besten Dreschen, du zwingst uns zu schreiben und zu reden, wenn wir uns am liebsten still aus deinem Dienst schleichen wollen! Fortwährend sind wir besorgt, daß du uns, um Gottes willen, nicht mißverstehst. Wie oft möchten wir in unseren Aufsätzen (vergleichsweise) wütend auf den Tisch hauen, aber das würde zur Verwilderung deiner Sitten beitragen! Zuweilen wollen wir auch einen Feind, den ausnahmsweise eine bessere Regung überkam (vergleichsweise), freundlich anlächeln, aber du könntest das mißverstehen, es könnte deinem Charakter schaden. Immer

und ewig denken wir an dich, nehmen Rücksicht auf dich, wählen die Worte für dich, plagen uns, um dir ein Lächeln oder einen ernsten Gedanken abzurufen. Selbstverständlich denken wir auch heute an dich, den Leser, selbstverständlich sind wir auch heute die ersten, die dir ein Prosit Neujahr! zurufen. Und nun, raff' dich auf, Leser, und — denk' einmal an uns! Vielleicht bist du nur ein Leser und kein Abonnent, vielleicht hast du einen Vetter, der nur ein Leser und kein Abonnent ist!! Jetzt rühr' du dich, einmal im Jahr, und denk' an deine Zeitung. Wir werben das ganze Jahr um dich. Jetzt wirb du einmal für uns! ...

Nun weiß der Leser für das ganze Jahr, was er von der Selbständigkeit der Meinung und von der Unentwegtheit der Überzeugung, die man ihm servieren wird, zu halten habe. »Fortwährend sind wir besorgt, daß du uns, um Gottes willen, nicht mißverstehst.« Von nun an ist jede Besorgnis überflüssig. Wenn die 'Arbeiter—Zeitung' einen politischen Gegner beschimpfen wird, so weiß der Leser, daß sie es wider besseres Wissen und wider besseren Willen tut, daß sie ihn ursprünglich anlächeln wollte, aber aus Furcht, Abonnenten zu verlieren, das Gegenteil tun muß. Ein erschütternder Herzensschrei hat uns das verraten. Die korrupten Redakteure der bürgerlichen Meinung bewahrt größere Klugheit davor, ihre Prostitution so öffentlich zu beklagen. Sie markieren ein Freudenleben, während die 'Arbeiter—Zeitung' das Tagebuch einer Verlorenen schreibt. Wenn sie aber im Jahre 1909 die Frechheit haben sollte, den anderen ihre Lebensführung vorzuwerfen, dann wird man sie rücksichtslos aus dem Bordell hinausjagen müssen, dem sie nicht nur durch ihre Sentimentalität, sondern auch durch ihre Heuchelei zur Schande gereicht.

Als ein drolliges Pendant zu dem Bekenntnis der 'Arbeiter—Zeitung' mag hier die Stelle wirken, die ich in meinem Artikel »Bekenntnisse« (Oktober 1905) gefunden habe:

» ... Aber habe ich denn nicht oft genug bewiesen, daß mir der Wunsch des Lesers lieber Verbot als Befehl ist? Nicht offen bekannt, daß ich die Abhängigkeit vom 'Publikum' als die schlimmste aller publizistischen Unfreiheiten empfinde, schlimmer als jene, zu der die Gunst zahlender Finanzinstitute verpflichtet? Ein anderes Recht, als eine Zeitschrift, die ihm mißfällt, nicht zu lesen, kann ich dem Leser nicht einräumen, und die Reklamationen, die er erheben kann, haben der Expedition, nicht der Redaktion zu gelten. Wenn etwa ein Heft, das den Beitrag einer literarischen Persönlichkeit, auf deren Hilfe ich stolz bin, bietet, von fünfhundert Lesern ignoriert wird, so sehe ich darin bloß eine abfällige Selbstkritik, und die schlimmste Erfahrung könnte mich dann nur zu dem Entschlusse bringen, lieber auf die Leser, als auf den Mitarbeiter zu verzichten. Ein allzuschlauer Geschäftsmann bin ich also nicht. Nur ein planvoller Verschwender. Das ist kein gutgeführtes Blatt, bei dem der Abfall der Anhänger nicht durch einen Willensakt des Herausgebers geleitet wird. Die Enttäuschung des Lesers darf nicht die Überraschung des Autors sein. Kann er sie seiner Lebensansicht nicht gewinnen, dann mag er lieber materiell an Ihrer Empörung als geistig an seiner Ergebung zugrunde gehen. Solche Gemeinschaft mit dem bauchrutschenden Gesinde, das täglich zweimal den Wünschen abonnierender Familienväter pariert, würde ihn tiefer erniedrigen, als der förmliche Eintritt in die Sklavenlegion.«

* * *

Unter dem Titel »Beglückwünschung des Korrespondenten der 'Neuen Freien Presse' durch Abgeordnete im türkischen Parlament« läßt sie sich aus Konstantinopel depeeschieren:

»Halb 4 Uhr. Ein englischer Diplomat brachte in die Couloirs des Parlaments die Nachricht, der Ministerrat habe soeben den Vorschlag Österreich—Ungarns unverändert angenommen ... Arabische und albanesische Abgeordnete, welche die festesten Stützen des Kabinetts sind, beglückwünschten Ihren Korrespondenten in herzlichsten Worten zur Lösung ... «

Das gehört sich auch. Und da die 'Neue Freie Presse' vielleicht zu bescheiden ist, um es selbst mitzuteilen, so sei verraten, daß auch der österreichisch—ungarische Botschafter in die Angelegenheit verwickelt ist. Er hat nämlich offenbar während der Beglückwünschung des Korrespondenten die Depesche an die 'Neue Freie Presse' abgeschickt.

K. K.

* * *

Der Fall des Max E.

Um Schuld oder Unschuld eines Knaben handelt es sich. Er hatte jenen vierzehnten Geburtstag erst um wenige Monate überschritten, an dem sich ein Wunder ohnegleichen im Gehirn des Menschen vollzieht: plötzlich, innerhalb von vierundzwanzig Stunden, erwacht hierzulande das Verständnis für Recht und Unrecht, entwickeln sich sämtliche Voraussetzungen der Verantwortlichkeit einer Person, und es erblüht mit einer Schnelligkeit, die jedes tropische Wachstum weit hinter sich läßt, aus dem Kinde eine ethisch reife Persönlichkeit. Damit ist endlich jene kostbare Reife erreicht, die den jungen Menschen in den Stand setzt, von nun an durch einen Fehltritt seine bürgerliche Existenz vernichten zu können.

Ein Gerichtshof hat über den vierzehnjährigen Max Ehrmann sein Schuldig ausgesprochen. Der Vater und der Verteidiger des Verurteilten halten an der Überzeugung von seiner Unschuld fest. Neue Umstände und Details werden durch ihre Bemühungen zutage gefördert. Das Ansuchen um Wiederaufnahme des Strafverfahrens wird trotzdem zurückgewiesen. Beschwerden und ein zweites Gesuch um Wiederaufnahme bleiben erfolglos, obwohl ernstliche Zweifel an der Schuld des Verurteilten unabweisbar sind. Die Energie von entlastenden Tatsachen, die zweifellos genügt hätte, einer im Gange befindlichen Untersuchung eine durchaus andere Richtung zu geben und sie vermutlich zu einem andern Urteil zu führen, diese Energie reicht nicht aus, die ruhende Sache, die chose jugée, in Bewegung zu setzen. In der Judikatur kommt das Gesetz der Trägheit zur Geltung, und wir sehen mit Schrecken, daß auch hier zugeführte Kräfte scheinbar spurlos verschwinden, weil sie bei der Überwindung der inneren Widerstände des Apparates aufgebraucht werden. Der Verteidiger des Max, Doktor Markus Ettinger, führt einen schwierigen Kampf in Eingaben und Broschüren mit rücksichtsloser Schärfe. Anschuldigungen gegen einzelne Zeugen und Funktionäre werden erhoben. In Ehrenbeleidigungsprozessen setzt sich der Straffall fort. Eine gewaltige Menge von Haß ist auf beiden Seiten aufgespeichert, so daß es dem Beurteiler oft scheinen könnte, vom Rechtstreite sei nur der Streit geblieben und es handle sich nicht so sehr um Schuld oder Unschuld als um Sieg oder Niederlage.

Der Verteidiger wird heute vielfach als Rechtsfanatiker angesehen und als solcher gelobt oder angegriffen. Wie sehr aber wird seine Bemühung um das Recht von den Leistungen der Gegenseite, z. B. der Frau Frieda A., in den Schatten gestellt! Er will jemandem Hilfe bringen, die Führung von Rechtssachen ist sein Beruf, er hat auch einen Eid abgelegt, seine Pflicht zu tun. Diese Dame aber leitet offenbar kein anderes Motiv als die reine Liebe zum Recht. Sie kämpft für die Schuld des Knaben; sie hat ihr mitleidiges Gemüt, ihre weibliche Liebenswürdigkeit aufopferungsvoll überwunden. Sie wendet unsägliche Mühe auf, daß der Schuldspruch zu Recht bestehe, sie dient niemandem als der großen, starren Idee des Rechtes. Immer neue Zeugen bringt sie für die Schuld des Knaben, immer neue Erinnerungen erweckt sie in ihnen. Sie hat eine Lebensaufgabe. »Sie müssen etwas wissen, es wird Ihr Schade nicht sein«, mit dieser Formel wirbt sie die Gerechten für die Wahrheit. Nach einer Darstellung im Verhörprotokoll. Ein einziges Mal weicht sie von dem erhabenen Gedanken der Sühne ab, der ihr Leben beherrscht. Da konnte es geschehen, daß ihr Anwalt in ihrem Namen das Versprechen gibt, ein Begnadigungsgesuch für den verurteilten Knaben zu befürworten. Aber schon zwei Tage später findet sie sich wieder, und derselbe Anwalt schreibt an den Vater des Verurteilten: »Gelegentlich der heute erfolgten Abrechnung mit meinen Klienten haben dieselben erklärt, daß sie ihre Zustimmung zur Befürwortung des Begnadigungsgesuches davon abhängig machen, daß ihnen diese K 82 von Ihnen rückvergütet werden. Andernfalls wären sie genötigt beim Strafgerichte die von mir abgegebene Befürwortungserklärung zurückzunehmen«. 82 Kronen! So geringfügig ist oft der Anlaß, der einen für eine große Sache wiedergewinnen kann!

Es ist hier unmöglich, den verschlungenen Wegen des Beweisverfahrens zu folgen. Aber es genügt ein kurzer Abriß der Vorgänge, die zur Verurteilung führten, um einen Schluß auf Schuld oder Unschuld zuzulassen. Die Dinge waren einmal so ganz einfach und unwichtig, ehe sie anfangen kompliziert, bedeutungsvoll, also juristisch zu werden.

Man war in einer Privatrealschule. Man ist ein junger Herr von elf Jahren, heißt Egon und ist der Sohn der früher erwähnten tatkräftigen Zeugin. Nun besuchte man die erste Klasse und hatte ungeheuren Respekt vor einigen Persönlichkeiten, Persönlichkeiten voll Männlichkeit und Kühnheit, die in der dritten oder gar vierten Klasse der Anstalt waren. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, und der Wille des kleinen Egon, mit diesen imponierenden Wesen in Verkehr zu treten, war stark. In seinem Interesse dominiert zweifellos Rudolf S., Schüler der vierten Klasse. Ein schneidiger Kavalier! Er hat eine führende Rolle in der Anstalt, ist Weltmann und ein sehr freier Geist. Ferner mußte auch Max Ehrmanns Bekanntschaft ein heißersehntes Ziel für Egon sein. Max und Rudolf haben in seinen Augen das eine gemein, daß ihr Geist auf höhere Interessen gerichtet ist, die das Schulleben nicht befriedigen kann; sie führen, jeder in seiner Art, neben diesem Schulleben ein zweites, ein höheres Dasein. Und der kleine Egon möchte so gerne an diesem teilnehmen dürfen. Ist man doch augenblicklich zu einer höchst trübseligen Lebensführung verurteilt! Man sitzt den ganzen Tag auf Schulbänken, soll Französisch lernen und kann es nicht, wird von Tadelbriefen und ähnlichen Gemeinheiten des Schicksals bedroht. Das höhere Interesse Rudolfs ist auf die »Hermania« gerichtet. Das ist ein Verein, dem er angehört, der sich, aus Schülern der vierten Klasse rekrutiert, Bänder und Kappen trägt, Kneipen abhält und Fecht— und Ehrenangelegenheiten auf seinem Programm hat. Dort gibt es Freiheit, Säbel, Stierköpfe und gar kein Französisch. Es ist offenbar, daß dieser Verein viel Ähnlichkeit mit dem Paradiese hat. Und auch Max Ehrmann hat hochfliegende Gedanken und ein be-

rückendes Ziel: reiten! Seine ehrgeizigen Pläne befassen sich mit Sporen und Gamaschen, das Hippodrom im Prater übt eine unheimliche Anziehungskraft auf ihn aus. Der Vater hat nicht das richtige Verständnis für die Sache. Er läßt den Max, der einigemal unmotiviert von der Schule fortgeblieben war, fortan zum Unterricht und zurück begleiten.

In diesem Milieu spielt sich das Verbrechen ab, für das das Landesgericht eine Kerkerstrafe über Max verhängt hat. Zur Begnadigung wurde der Vierzehnjährige nicht empfohlen, weil er angeblich systematisch zum Diebstahl verleitet und verstockt gelegnet hatte.

Der kleine Egon A. wollte nämlich gerne für voll angesehen werden; wollte auch etwas abkriegen von der Atmosphäre der »Hermania« und jener des Hippodroms. Er nahm Portepées aus dem Geschäfte der Eltern und später auch Geld aus dem Wäschekasten der Mutter. Erstens, weil das eine Tat war und man durch Taten zum Manne wird, dann wohl auch, weil Geld und Geldeswert dem Besitzer Ansehen geben; und um dieses war es ihm zu tun. Herr Dr. Ettinger betont dieses Verbrechen und nennt den vollen Namen des Verbrechers. So rühmend die Konsequenz und Entschlossenheit ist, mit der er für seine Überzeugung eintritt, so tut er hier ein wenig zuviel. Wenn der kleine Egon in einigen Jahren ein Mann geworden ist, möge man sich nicht mehr daran erinnern, daß er, als Elfjähriger, zwischen der Heiligkeit der »Hermania«, des Hippodroms und des mütterlichen Wäschekastens die richtige Wahl nicht zu treffen wußte.

Abgesehen von den Details, von dem starken Tatsachenmaterial, das Dr. Ettinger zur Führung des Unschuldsbeweises zustandebrachte — ist es psychologisch möglich, daß in diesem Falle eine Verleitung zum Diebstahl durch Max Ehrmann stattgefunden hat? Neben Max verkehrte auch der ältere Rudolf S. mit Egon. Er mußte den weitaus stärkeren Eindruck auf den Elfjährigen machen. Er, der Führer in der »Hermania«, der fünfzehnjährige Student mit Kappe und Band, ist eine jener Personen, in deren Kreis nicht viel Raum für fremde Taten ist. Geschweige denn für eine Großtat, als welche er und Egon den Diebstahl auffaßten!

Für Egon war ferner der Verkehr mit den älteren Knaben höchst wertvoll, und er mußte bestrebt sein, für die eigene Jugend (das ist in diesem Falle: Minderwertigkeit) notwendig ein Äquivalent zu bieten. Das ist so selbstverständlich, daß die Annahme, es sei von ihm aus dunkeln, verbrecherischen Instinkten, aufs Geratewohl hin zuerst Geld gefordert worden, daneben völlig absurd erscheint. Die richterliche Psychologie sagt: Der ältere Knabe verkehrt mit dem jüngeren, weil er Geld haben will. Aber dieser Schluß ist aus einer Erfahrung an erwachsenen Verbrechern gezogen. Hier muß es heißen: Der jüngere will dem Älteren Geld geben, um mit ihm verkehren zu dürfen.

Und endlich geht geradezu die Unmöglichkeit einer Verleitung aus den Charaktereigentümlichkeiten Egons hervor. Nicht weil er ihr zuviel Widerstand entgegengesetzte, sondern weil selbst das Minimum von Widerstand, das sie erfordert, bei ihm nicht vorhanden war. Aus jeder seiner Aussagen geht die ungewöhnliche, vielleicht krankhafte Suggestibilität des Knaben hervor. Sein Anlehnungsbedürfnis, seine psychische Widerstandslosigkeit sind offenbar. Dieses Kind ist so wenig verleitbar, als Wasser schneidbar oder spaltbar ist. Wenn er als Zeuge beschuldigt, heißt es einfach: er hat mir gesagt ich soll ihm Geld bringen, am nächsten Tag hab ich ihm das Geld gebracht ... Ohne Motivierung, ganz selbstverständlich, eins folgt für ihn mit Notwendigkeit aus dem andern: man hat mir gesagt — ich habe gebracht. Und das nennt man Beeinflussung? Hier wurde übersehen, daß es für einen älteren Knaben, der mit Egon sprach,

einfach unmöglich war, Egon nicht zu beeinflussen. Bloß weil er älter war, weil er in der »Hermania« war oder weil er reiten konnte.

Nur für die gekränkte Mutter ist es selbstverständlich, daß sie nach Verleitem fragt, daß sie nicht glauben kann, ihr Kind hätte das aus Eigenem getan. Ungeheuerlich aber ist es, daß ihre Ansicht und die unsichere Antwort des geängstigten Knaben sich weitere Geltung verschaffen, von Advokaten und Richter übernommen und festgehalten werden und schließlich als zureichende Zeu- genaussagen zu einer Verurteilung führen.

Aus der einfachen Übersicht des Falles und ebenso aus dem eingehenden Studium der von Doktor Ettinger veröffentlichten Akten ergeben sich zwei unabweisbare Folgerungen: erstens, daß das Unterlassen der Empfehlung zur Begnadigung auf eine offenkundig irrtümliche Annahme des Gerichtes zurückzuführen ist und zweitens, daß schwerwiegende Gründe gegen die Richtigkeit des Urteils sprechen. Und mit diesem Resultate hat der Anwalt teilweise den Zweck, den er anstrebt, die Rehabilitierung des Knaben, erreicht. Nicht bei der großen Menge und nicht vor dem Gesetze; aber bei jedem, der sich ohne Vor- eingenommenheit mit dem Fall beschäftigt hat.

Otto Soyka

* * *

Erdbeben

In einem sehr berechtigten Protest gegen die neueste Art von Parvenütum, die sich in der Satire auf die Komtessen befriedigt, zitiert ein Kritiker die Worte Montaignes:

... Warum schätzen wir einen Menschen nicht nach dem ab, was ihm selber zu eigen ist? Er hat ein großes Gefolge, einen schönen Palast, so viel Kredit, so viel Einkommen: alles das ist nur um ihn herum, nicht in ihm ... Wenn ihr nun einen Menschen abschätzt, weshalb schätzt ihr ihn dann ganz eingehüllt und eingepackt ab? Er lege seine Reichtümer und Würden beiseite; er erscheine im Hemde Auf die wahren Abstände zwischen den Menschen achten wir nicht, während wir hingegen, wenn wir einen Bauer und einen König, einen Leibeigenen und einen Edelmann, einen Privatmann und einen Beamten betrachten, die sich sozusagen nur durch die Beinkleider voneinander unterscheiden, plötzlich den Eindruck einer außerordentlichen Verschiedenheit erhalten ...

Aber ein Erdbeben ist ein demokratischer Faktor. In derselben Zeitung, in der das Zitat steht, war der Brief einer Prinzessin an einen Grafen veröffentlicht:

» ... Die Schiffe kommen an, die Bahnzüge folgen einander und un- aufhörlich und führen uns tausende und abertausende Verwundete zu, halbnackt, zitternd vor Schreck, vor Hunger, vor Elend. Die vereinten Bemühungen aller Gesellschaftsklassen vermögen nicht, diesen gebrochenen, ruinierten, hoffnungslosen Leuten, die die teu-ersten Familienmitglieder verloren haben, zu helfen, und sie befinden sich durchwegs in einem Zustande, der nicht einmal den Schluß gestattet, welcher Gesellschaftssphäre sie angehören. Sie wurden von der entsetzlichen Katastrophe im Schlafe überrascht und sind geflohen in einem Hemde ... Ich gehöre einem Damenkomitee an, das den Verwundeten hilft, Nahrung für alle die Halbver- hungerten beschafft und sucht, ihre Blößen zu decken ... «

*

Der Liberalismus spricht:

»In Palermo ziehen jetzt die Menschenmassen, Heiligenbilder tragend, durch die Straßen, und in Catania wurde die silberne Büste der heiligen Agathe aus dem Silberschrein geholt ... Die frommen Sizilianer rufen jetzt den Himmel an, er möge ihnen helfen und sie vor weiterem Unheil, bewahren ... «

Wir flüchten zur Wissenschaft. Wenn wir nämlich nicht gerade das Pech haben, in Sizilien eine liberale Zeitung herauszugeben.

»Schon haben die Männer der Wissenschaft Apparate gebaut, die selbst in einer Entfernung von vielen tausend Meilen die Erdbewegungen verzeichnen ... «

Je größer die Entfernung, desto sicherer funktionieren die Apparate. Nur wenn sie sich am Orte des Erdbebens befinden, ist Gefahr vorhanden, daß sie kaputtgehen.

»Das, was Eduard Sueß so geistvoll den Pulsschlag des Erdballs genannt hat, wird mit wissenschaftlicher Genauigkeit bekannt sein ...

«

Das wird aber den Pulsschlag der Erde nicht weiter genieren. Und ihre Bonmots sind überraschender.

*

Die Sizilianer werden sich doch einmal darüber aufklären lassen, daß die Priester sie vor Erdbeben nicht bewahren können. Die frommen Redakteure der 'Neuen Fielen Presse' werden dem Glauben, daß die Geologen es imstande seien, nie abschwören.

*

Goethe habe geschrieben:

... In Messina waren alle Gebäude vom Erdboden zusammengerüttelt, aber die Kirche und das Kloster der Jesuiten standen ungerührt, als wären sie gestern gebaut. Es war nicht die Spur an ihnen zu bemerken, daß die Erderschütterung den geringsten Effekt auf sie gehabt.

»Mit diesen Worten«, beeilt sich die 'Neue Freie Presse' hinzuzufügen, wollte Goethe auf die vorzügliche Bauart der Kirche und des Klosters hinweisen«. Beileibe nicht auf eine übernatürliche Protektion. Goethe war ja aufgeklärt.

*

Apropos — was sagt denn der »Zivilingenieur Berdach¹«?

*

Eine tröstliche Nachricht aus Sizilien hat man dem Spezialkorrespondenten der 'Neuen Freien Presse' zu verdanken. Er malt doch wenigstens nicht durchaus grau in grau:

»Palmi ist zerstört. Im Schutt seiner Häuser fanden 6000 Menschen ihren wer weiß wie schmerzhaften Tod. Bagnata ist ein Massengrab. Scilla und Cannitelli sind dem Boden gleichgemacht ... Südwestwärts von Bagnara ist das Geleise verschüttet, der Tunnel zwischen San Giovanni und, Reggio zerstört ... Die dem Erdbeben nachfolgende Sturmflut hat das Ufergelände, auf welchem die Bahn gebaut ist, zerrissen, zerklüftet und verwüstet. Drei Wegstunden von Reggio liegen seit Tagen dreißig Lastwagen mit Lebensmitteln und können nicht durch. *Angesichts dieser Umstände ist es*

1 s. Heft 245 # 05 »Das Erdbeben«

ein Glück, daß der Abgeordnete De Nava sich unser annimmt. Wir fahren mit ihm nach Neapel zurück ... «

*

Generalleutnant Mazza zum Spezialkorrespondenten: »*Fragen Sie nicht zu viel, wir werden tun, was Vernunft und Herz uns eingeben*«.

*

Aus allen Berichten, so sehr sie auch sonst divergieren, scheint mit Sicherheit hervorzugehen, daß sich die Handlungsreisenden gerettet haben.

*

»*Austria non se muove*«, hatte ein italienisches Lügenblatt behauptet. Aber es wird nicht nur Geld gesammelt, sondern der Gastwirt vom Semmering hat auch dem Minister Tittoni seine Teilnahme ausgedrückt. *Eppur si muove!*

*

Die Erde will nicht mehr. Es war bloß ein nervöses Zucken, — und der Jammer ist unendlich. Wenn ihr aber wirklich einmal die Geduld reißt?

*

Die Erde macht mobil, seitdem die Menschen die »Eroberung der Luft« versuchen.

*

Es gewährt einige Beruhigung, dies Wüten der Natur gegen die Zivilisation als einen zahmen Protest gegen die Verheerungen aufzufassen, die diese in der Natur angerichtet hat. Was hat sie aus den Weibern gemacht! Durch eine grundlose Huldigung ließe sich die Natur versöhnen, durch ein Opferfest des Wohltuns zum wohltätigen Zweck. Christliche Liebe vergesse, christlich zu sein! Heran die Samariterinnen! Heran die Samariter! Alle, die heute bloß mit Unlust spenden, heran! Man kann an einem Tage Völker ersetzen. Man kann an einem Tage Reichtümer sammeln und Städte aufbauen. Ein Tag zur Feier des Lebens in der ganzen Welt, die eine Totenklage erfüllt!

Karl Kraus

* * *

Vita nuova

Von Oskar Wilde

Das Meer war stürmisch, wo ich schweigend stand,
bis mir der Schaum um Haar und Wangen hing.
So traurig piff der Wind — zu Ende ging
des Abends Atem mit purpurnem Brand.

Der laute Schrei der Möwen brach ins Land —
und dann mein Ruf: »Wie schal ist dieses Ding,
das 'Leben' heißt — in diesem engen Ring
voll Qual und Arbeit erntet keine Hand.« —

Noch einmal warfen meine müden Hände
zerrissne Netze aus von alten Küsten —
zum letzten Mal (war dies denn nicht ein Ende?)
trug meine tote Seele Hoffnungsschauer.
Als ach! aus dumpfem Traum und dunkler Trauer
aufstieg ein Glanz von siegreich weißen Brüsten.

Übersetzt von *Felix Gräfe*.

KRONDORFER natürlicher alkalischer
SAUERBRUNN
 CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
 Karlsbad, Budapest V. Wien IX. Krondorf, Berlin.

Die Deutsche Briefgesellschaft vermittelt in Deutschland, in den Kolonien und im Ausland Verbindungen zu jedem erdenklichen Zweck (internationaler Verkehr, Briefwechsel, Anschluß auf Reisen, Geschäftsinteressen, Studienmaterial, Sammlerverkehr, Auskünfte und Gefälligkeiten, aktuelle Zeitungsberichterstattung, Zusammenschluß zu Reformbewegungen etc.) Mitglieder in allen fünf Erdteilen. Eigene, fast ausschließlich von Mitgliedern geschriebene Monatsschrift, deren Beiträge honoriert werden. Halbjährl. Steuer M.2.—. Prosp. durch **Rösch & Co., Naunhof bei Leipzig.**

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
 versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

Karl Borromäus Heinrich:
KARL ASENKOFER

Geschichte einer Jugend.

Zu beziehen durch den Verlag **Albert Langen**, München und durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage „Die FACKEL“ sind erschienen
 und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen

KARL KRAUS:

Maximilian Harden

Eine Erledigung	Ein Nachruf	Hardens Antwort
Preis 60 h = 50 Pf.	Preis 60 h = 50 Pf.	Preis 60 h = 50 Pf.

PROZESS VEITH

Preis 40 h = 40 Pf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Karl Kraus**.
 Druck von **Jahoda & Siegel**, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.